

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **An den Ufern des Rheins vom Bodensee bis zu den Niederlanden**

**Wolf, German**

**Leipzig, [ca. 1900]**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-253827](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253827)

mit Interesse, wie zwanglos Fürst und Volk hier miteinander verkehren; noch sehe ich einen recht jungen Lord, die Hände in den tiefsten Tiefen der Hosentaschen, mit dem Sohne der Kaiserin von Indien plaudern. Englische Schönheit zu bewundern, findet der Besucher besonders während des Abendkonzertes Gelegenheit, wenn die stolzen Töchter Albions in polverbräunten Roben unter den Klängen des ausgezeichneten Kurkonzertes lustwandeln.

Wer will es den guten Homburgern verdanken, wenn sie bemüht sind, dem Geschmack ihrer wohl situierten englischen Gäste Rechnung zu tragen. Sicher aber ist es eine Uebertreibung, wenn behauptet wird, im Winter täten die Homburger nichts anderes, als englische Vokabeln lernen. Auch die Vorstellung ist falsch, dass ganz Homburg seinen Durst an der Elisabethen- und Lohsenquelle stillt. Vielmehr gibt es zu Homburg einen ganz vorzüglichen Aepfelwein, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass man diesen Wein nicht zum Waschen benützt.

Doch nun ade, du schönes Homburg, *fare well!* Wir kommen in das Taunus-Bad **Soden**, das an Heilkraft seiner Quellen mit Homburg wetterfirt. Sein Aousseres trägt kein prunkendes Gewand, aber es erweckt darum nicht geringere Liebe bei den Vielen, die hier den verlorenen Schatz ihrer Gesundheit wiedergefunden haben. Einstmals ein reichsfreies Dorf, ist es jetzt eine Landgemeinde von etwa 1150 Einwohnern. In langem Bogen zieht sich der anmutige Häuserkranz, von freundlichem Grün umgeben, am Fusse zweier Hügel hin. Das Klima zeichnet sich durch eine ungewöhliche Milde und Gleichmässigkeit aus. Die glückliche Lage sorgt dafür, dass jedem Temperaturwechsel die Spitze abgebeochen wird.

Dazu kommen überaus wirksame Quellen und Bäder, so dass die therapeutische Bedeutung Sodens mit den vielen landschaftlichen Schönheiten seiner Umgebung ungemein hoch zu veranschlagen ist. Ganz anderer Art wieder ist das vornehme, ja, luxuriöse **Wiesbaden**, die alte Hauptstadt von Nassau, die wie ein Blumenkorb blühender, grüner Umgebung vor uns liegt.

Senken wir den Blick zur Tiefe, so erzählt Mauer, da steigen die Villen Wiesbadens, umgeben von blühenden Gärten, bis dicht an den Waldtrand und an die Weinberge des Neroberges herauf, verlieren sich in den von zahlreichen Ausläufern des Taunus gebildeten Wald- und Wiesentälern, oder ziehen sich jenseits der Biebericher Anhöhe hinan, um vielleicht in nicht mehr so ferne Zeit das Schlussstück der Villenkette auszufüllen, die dann von den Waldungen des Taunus bis an die Ufer des Rheins reicht. Aus dem im Talkessel vor uns ausgebreiteten Kerne der Stadt erheben sich die schlanken gotischen Türme der drei grossen Kirchen. Der vergoldete der neuen Bergkirche im Vordergrund funkelt im Sonnenlicht, aber sein Leuchten wird übertroffen von dem unmittelbar uns zur Seite aus dem Walde hervorragenden fünf vergoldeten Kuppeln der „griechischen Kapelle“ — ein Meisterwerk orientalischer Baukunst. Wenden wir die Blicke von dem sonnenbeschienenen, viel gestalteten Panorama hinweg, dem sich hinter dem Neroberge und über denselben sich erhebenden Taunusberge zu, so bietet sich uns das Herz und Seele erfreuende Urbild einer Waldung, wie sie einladender und ungedehnter nicht gedacht werden kann.

Nach kurzem Gange auf wohlgepflegtem Waldpfade ertagt eine Tafel des „Wiesbadener Verschönerungs-Vereins“ unsere Aufmerksamkeit: „Nach der Trauerbuche und der Habelsquelle.“ Rasch suchen wir diese herrliche Waldstelle auf, und hier unter dem



KÜNDENHEIM

uralten Baum, mit seiner hoch über alle anderen ragenden Krone, der seine knorrigen Äste schützend über die Umgebung ringsum breitet, ladet uns eine Ruhbank zur Rast. — Nachdem wir uns gestärkt haben, gelangen wir rasch durch Wald und Weinberge zum romantischen, von rauschendem Waldhache durchflossenen Nerotal, und aus diesem durch eine vornehme Villenstrasse in die Nähe des Kochbrunnens. Das Kur-Orchester intoniert soden den Schloss-Choral der Morgenmusik; ein lauter, lebhaft bewegter Schwarm der Trinkgäste durchmischt die Kuranlagen. Wir schreiten dem Konzertplatze hinter dem Kurhaus zu, verweilen hier einen Augenblick, um das reizende, den schwänenbelehten Teich umgebende Bild mit seinen blühenden Catalpen, dunkeln Coniferen, hell- und dunkelgrünen Laubholzgruppen, mächtigen, weisschimmernden Silberpappeln zu geniessen, treten dann in den grossen Saal des Kurhauses und gelangen durch Konversations- und Spielzimmer unter den ersten in die Lesesalons. Das ist nun eigentlich das Letzte, was ein erfahrener Reisender, und das sind wir im Laufe unserer Rheinfahrt allmählich geworden — tut. Aber weil wir nun einmal unversehens in den Lesesaal geraten sind, und auf einem Fauteuil es uns recht bequem gemacht haben, benutzen wir die Gelegenheit, über Wiesbadens Vorzeit einiges zu lesen. Und da erfahren wir, dass die alten Römer bereits Wiesbadener Quellen zu schätzen gewusst haben. Plinius berichtet darüber:

*„Sunt et Mattiaci in Germania fontes calidi, quorum haustus triiduo ferret.“* Eine Hitze, die drei Tage zum Erkalten braucht, muss in der Tat Staunen erregen, und ein besonderes Zutrauen zu der Wunderkraft des Wassers wecken.

Immer wieder die Römer, die sich meistorhaft darauf verstanden haben, die Schätze des Landes auszukundschaften. Aber da liegen ja die Bücher eines anderen Schatzgräbers, Friedrich Bodenstedts, der für die Tage seines Alters in Wiesbaden seinen Postensitz aufgeschlagen hatte.

Wenig genau Lieber Hölzer,  
Mag die Natur auch wieder sein;  
Doch die kleinen Sprüche schreiben  
Sich ins Herz des Volkes ein,  
Schlagen Wurzel, treiben Blüten,  
Tragen Frucht und wirken fort;  
Wunder wirkt oft im Geiste  
Ein gewisses Dichterverst.



SCHLOSS BIEBRICH

Hinter der alten Kolonnade am Kurkalplatz haben dankbare Verehrer eine Bronzobüste des Meisters der „kleinen Sprüche“ errichtet. Ueberhaupt ist Wiesbaden längst nicht nur eine Dekoration des Kochbrunnens, es ist vielmehr für sich eine reiche, überaus interessante Stadt, die von vielen Hunderten als Ruhesitz erwählt wird, denen es versagt war, je die Reize des Podagras kennen zu lernen. Wiesbaden hat ein königliches Schloss mit sehenswerten Skulpturen und Gemälden, es hat ein Museum mit einer interessanten Altortümersammlung, es hat einen alten Friedhof mit vielen bemerkenswerten Grabmälern (obwohl es früher oft hiess, Wiesbaden habe überhaupt keinen Friedhof, weil es bei seiner gesunden Lage keinen brauche) und einige interessante Kirchen, so die Ringkirche an der Rheinstrasse, eine protestantische Musterkirche nach den Grundsätzen des sogenannten Wiesbadener Programmes erbaut. Vor allem aber besitzt Wiesbaden ein vom kaiserlichen Hofe bevorzugtes Theater, dessen Inneres in luxuriösem Barockstil ausgeschmückt ist. Von den vielen reizenden Plätzen in der Umgebung des „deutschen Nizza“, wie Wiesbaden von seinen Verehrern gern genannt wird, sei



KÜNDENHEIM

noch Brieflich erwähnt mit seinem grossartigen Schlosspark. Doch wir will sagen, wo eigentlich die „Umgebung“ Wiesbadens aufhört, ist in diesen gesegneten Auen doch jeder Fleck „Gegend“ oder „Umgebung“. In jedem Falle gehören zur weiteren Umgebung Wiesbadens auch noch zwei schlichte Schwestern der reichen Königs-tochter: die Bäder Schwalbach und Schlangenbad. Einmal freilich im XVII. und XVIII. Jahrhundert war **Schwalbach**, in einem Wiesental gar amütig gelegen, ein modisches Bad, wo die vornehme und galante Welt ihren Luxus entfaltete. Heutzutage wird es vornehmlich von der zwar besseren, aber auch blutärmeren Hälfte des menschlichen Geschlechtes seines vorzüglichen Stahlbrunnens wegen aufgesucht. Den Malerinnen unter den Besucherinnen blüht die Umgegend mit ihren romantischen Burgruinen dankbare Motive, die Tierfreundinnen unter ihnen aber wallen gern nach Adolfsack, an dessen malerische Ruinen, die Reste eines vom Kaiser Adolf erbauten Schlosses, sich eine rührende Sage knüpft.

Dort, wo die Schwalbach sich in ein Wiesental ergiesst, so erzählt V. Vogts in schlichten Worten, hängen an zackigen Felsen die Trümmer jener Burg, wohin Kaiser Adolf von Nassau seine Geliebte aus einem Kloster entführte, als sie ihm nach einer Schlacht die Wunden so zärtlich geheilt hatte. Sein Oheim aber, der Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppstein, welcher ihn auf dem Thron erhoben hatte, sah diese heimliche Liebe als Kirchenraub an. Er tat ihn in den Bann und entsetzte ihn des Thrones. Als Adolf in dem darum entstandenen Kriege bei Göttern gefallen war, kam sein Hund traurig zurück nach der Burg und zapfte die Geliebte bis zu dem Schlachtfeld fort, wo sie ihn unter den Leichen der Erschlagenen fand. Sie baute sich hierauf ein einsames Hütchen, lebte aber, vom Schmerz erdrückt, nicht mehr lange. Der Hund gränte sich zu Tode auf ihrem Grab.

... Meine teuerste, einsam geliebte Freundin, die Sie mir so oft freudig bewegt erzählten, dass Ihr ganzes Leben von treuen Hundeblickten durchleuchtet sei, welche gefühlvollen Stunden würden Sie an dieser Stätte erleben!

Auch **Schlangenbad**, ein kleines Paradieschen in engem Waldthal, wird vornehmlich von den Töchtern Evas besucht. Der Badeort zählt nur ein halbes Hundert Häuser, die Badeeinrichtungen sind nicht frei von Altertümeln, aber den Quellen wird eine besondere Heilkraft nachgerühmt. Der Name des Bades hat zu allerlei Deutungen Anlass gegeben. Die annehmbarste ist wohl die, dass das Bad seinen Namen von der Schlangenglutte der Haut trägt, welche dieses Schönheitsbad seinen von allen vier Enden der Welt herbeiströmenden Nixen verleiht. Hin und wieder lässt sich auf den Promenaden des Bades auch ein schwächerer Vertreter des stärkeren Geschlechtes sehen. Vielleicht winkt ihm das Glück, dass es ihm, wie dem Jäger im Volkslied, gelingt, ein Krenschlingeln zu erfassen:

Der Jäger liegt dem Wälder gieg,  
Die Dämmerung des Wald umlieg.

Was glitzert in dem Wasser dort?  
Es leuchtet wie in einem Ort.

Was schimmeret dort im Wald  
(sacht)

Wohl Gold und Edelstein nicht  
dacht.

Krenschlingeln ringelt sich im Bach,  
Die Kiess' als abgelegten Bach.

„Dort gilt es wagen, ob wir greift,  
Wer's Glück hat, führt kein die  
Baus.“

O Jäger, lass das glitzern Bach,  
Die Dämmer' regnet schon den Bach.

O Jäger, lass die Kiess' sein,  
Ich geh' die Gold und Edelstein.

Wie du die Kiess' wie wieder  
langst,

Geh' ich dir ab, was du ver-  
langst. —

Der Jäger hat, als wir er such,  
Im Schrein, lag er den warmen Bach.

Er lag im in dem warmen Schrein  
Die edelstein Mühl, die Baum war  
sein.

### Von Schlangenbad nach Rudesheim:

Dort, wo der Rhein mit seinen grünen Wellen  
So mancher Berg besonnt Trümmern grüen —  
Dort, wo die stillen Trümmern selb'ger schweben  
Und kühler Mias des Wiesens Mühl' verwehen —  
Dort suchte' ich sein, dort suchte' ich sein,  
Bei dir, du Vasser Weis,  
An dessen Ufern suchte' ich sein.

Ach, könnt' ich dort in höchsten Nichten schweben  
Und lebe dann ein frohes Wiesensied,  
Viel schön're Trümmern würd' ich mich ergötzen,  
Als fern in der Schwachsicht' Ange nicht.  
Dort suchte' ich sein, wo deine Wellen rauscht,  
Wo's Echo kühnen Felsen rauscht.

Wie oft hatten wir diese muntere Weise in fröhlicher Tafelrunde angestimmt, und nun legen sie vor uns, diese weingeseigneten Gefilde: Raienthal, Eltville, Erbach, Hattenheim, Markobrunn, Winkel, Geisenheim, Johannisberg. Hier ist gut sein, denn hier ist Deutschlands Weingarten, hier drängen sich die Orte mit hochberühmten Namen nahe aneinander. Wenn hier die Abendsonne die Höhen verguldet — es sind Worte Sinrocks — und die Glocken so vieler Kirchtürme Feierabend läuten, der Rhein sich mit Kähnen Lustfahrender oder Heimkehrender behält, hier und da gezeichnet Ochoon hohe Prachtbarne heimwärts ziehen, wollen die hautgekleideten Schritter noch gern auf dem Felde, denn sie wissen wohl, wen sie binden. Ein andermal bevölkert ein Jahrmarkt die Strasse, eine Procession zieht mit bätternden Fähnen durch das Gewühl, den Bergen und Saaten Gedulden zu erflehen, blasend und fiedeltrüchend schreiten muntere Burschen voraus; aber andere nutzen die Verwirrung und necken die wohlbekannten, jetzt frommblickenden Mädchen, bis der Herr Frühsommer im weissen Chorhemd den Wädel tiefer ins Wellwasser taucht und statt der Robstoffe das übermütige Mannvolk bespritzt. Oder wenn in der Weisse alle geschäftig regt, Fässer und Butten hin und wieder fahren, in guten Lagen mit Musik in die Berge gezogen wird, wo die fröhlichen Winzer am Werk sind, und aus dem falben Rebenlaub die alten Volkweisen schallen: Es kann ja nichts Schöneres erflehen, oder: Es waren drei Junggesellen; wenn dann unerwartet eine Wolke den nassen Schoss zu öffnen droht, die Heffente liebend, doch ohne Schadenfreude, mit Kesseln und Schlottern Reissaus nehmen, während die Beteiligten ratlos hin- und herlaufen und das liebe Gut vor dem überflüssigen Segen nicht zu bergen wissen; solche Momente mag der Künstler gern festhalten.



GEISENHEIM UND JOHANNISBERG

Eins der herrlichsten landschaftlichen Bilder aber, das keinerlei Staffage bedarf, um sich der Erinnerung unauslöschlich einzuprägen, ist die Rheinlandschaft bei Rudesheim und Bingen. **Rudesheim** bildet den Abschluss des breiten Rheintals. Ueber die Stadt selbst ist wenig zu sagen, ein kleines Städtchen wie viele andere. In der Nähe des Marktes befindet sich eine Burgruine oder genauer ein etwa 10 Meter hoher Turmstumpf; die katholische Kirche enthält ein paar interessante Grabmäler, unweit des Rheinadels Hof ein plump ausschauender Baurast. Das ist das einzige, was allenfalls aufzuzählen wäre. Aber wie es sich so oft findet, unter dem rauhen Kintel schlägt ein Herz von Gold. Der Weg am Rheinufer entlang — so schreibt Kollsch in seinen vorzüglichen Bildern vom Rhein — bietet einen schönen Spaziergang, besonders wenn man im Hochsommer den lebhaften Verkehr, das Leben und Treiben auf dem Rhein und am Ufer beobachten kann. Gleich hinter den letzten Häusern des Ortes wird der



NIEDERWALD-DENKMAL

Weg steinig und beginnt steil ansteigen, und mit jedem Schritt wird die Aussicht freier, das Landschaftsbild malerischer. Zwischen Weinbergen hindurch geht es aufwärts. Die besten Lagen derselben sind nahe der Stadt. Hier kocht die Sonne den herrlichen „Rüdesheimer Berg“, der an Ruf sich den besten Rheingauweinen anschliesst und am längsten unter den Marken dieses Landtriches Ruf und Ansehen geniesst.

Die nächste Umgebung bei dieser Niederwald-Besteigung bietet freilich weniger Reizvolles. Hohe Mauern umstamen den Weg und umgrenzen die einzelnen Weingärten. Glühend strahlt an Sommertagen die Sonne zwischen diesen künstlichen Feld-Hohlwegen. Ein stilles Tier- und Pflanzenleben entfaltet sich unter ihrem Strahl. Dumflügelige Heuschrecken schwirren umher, Grashüpfer zirpen ihre lauten Chöre, und flinke Eidechsen huschen zwischen den Ritzen der Steinblöcke hindurch. Die Weinberge selbst sind sorgfältig bewirtschaftet. Der Boden ist frei von jeglichem Unkraut und fleissig gedüngt. Zahlreiche Steinsplitter durchsetzen das Erdreich und

hüten die Feuchtigkeit unter ihren heissen Flächen. Alle Stöcke sind auf achtsamste geschitten, gebunden und geregelt. Die kleinen süssigen Weinbeeren reifen unter rötlichem beschattendem Laube in seltener Güte. Hier haben die besten Sorten des Riesling ihre Pflanzstätte. Im Frühling sieht wie Rosenhauch der Duft der blühenden Reben über die Höhen, und im Herbst entückt die Ueberfülle der Trauben den Wanderer.

Später als in den geringeren Lagen hält man hier die Lese. Der Zuckergehalt der Beeren vermehrt sich mit der grösseren Reife, und selbst die „Edelfäule“, die hernach bei kühlerem und feuchterem Wetter wohl eintritt, tut der Güte des Weines keinen Abbruch. Vielmehr ersetzt die grössere Feinheit reichlich den Anfall an der Menge, welche die beginnende Eintrocknung der Beeren verursacht.

So gross nun auch das Weingebiet von Rüdesheim ist, es kann nicht all den Stoff erzeugen, der unter diesem Namen in die Welt geht; das meiste davon ist unterwärts gewachsen und hat nur den Namen von Rüdesheim. Ein unendlicher Zauber ruht über der Landschaft, und ein Duft von Porelle und Sage weht um jeden Strauch und jeden Stein.

An Rhein, an grossen Rhein, da ist es  
wird die Nacht,  
Die Rebenstängel liegen in dunkler  
Mondensprache.

Dal in den Hügeln wandelt ein dunkler  
Schatten her  
Mit Schweren und Perlmantel, die Krone  
von Goldschweigen.

Das ist der Karl, der Kaiser, der mit  
gewaltiger Hand  
Vor sieben hundert Jahren gehercht  
in deutschem Land.

Es ist herauf gestiegen zu Anchen am  
der Graff  
Und segnet seine Reben und stumme  
Traubensprache.

Bei Rüdesheim, da kuckelt der Mund  
in'n Wasser kuckelt  
Und hat die goldenen Brücke wohl über  
den goldenen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber und schenkt  
langsam her  
Und segnet rings dem Strom die Reben  
an jedem Ort.

Denn leitet er kein nach Anchen und  
schickt in seiner Guck,  
Wo die im neuen Jahre erwacht die  
Traubensprache.

Wir über Höhen die Reben und trinken  
in goldenem Saft  
Das deutsche Heidenkraut und deutsche  
Heidenkraft.

(K. Gehel.)

Weiter steigend haben wir  
schon die höheren Terrassen  
und Gelänge des Niederwaldes



RINGEN UND DER NIEDERWALD

errichtet, und hoch über uns winkt bereits das herrliche Denkmal herab, welches die Waldeshöhe des Bergrückens krönt. Nach einigen Minuten ist die Zone des Weines hinter uns, und der stattliche Hochwald des Berggipfels nimmt uns in seinen Schatten. Prachtvolle Eichen mit alten knorrigen Stämmen und keckem, wirrgearteten Geäst umgeben uns. Aus diesem Dunkel eines traumhaft schönen deutschen Eichenwaldes treten wir auf die freie Steppe hinaus, welche das Denkmal trägt. . .

Alles was in uns ist an vaterländischem Empfinden, an Liebe zur deutschen Heimat lodert in uns auf zur hellen Flamme beim Anschauen des gewaltigen herrlichen National-Denkmal's, das Meister Schilling geschaffen hat.

Dort, wo der Rhein die Wagen rollt,  
Wie der Johannesberger Gold  
Begleitet den dunklen Niederwald,  
Kragt der Germania Ringelstein,  
So hält ein Dämon ungestört  
Mit starker, ein bewegter Hand,  
So hält es in den Wellen auf  
Hoch über Flut und Wasserlauf,  
Hoch über Fluß und Felsengraß  
Hält sie die Wacht, die Wacht am Rhein!

Oh wenn Well' auf Wellen rührt,  
So steht geprübelt auf Geröll,  
Gegessen aus des Sieges Erg,  
Gewölbt durch ferns Volkes Schreien,  
Das lang' in Tränen und Geduld  
Gehört jahrhundertalte Schicksal,  
Nun ist der Zukunft glück'ger Saal  
Erstaunt, aus Statten wird ein Saal,  
Nun steht in Jubelstunde  
Al-Deutschland hält die Wacht am Rhein!

Dad linder diesen Ort  
Draus Jubelnd wie ein Orkan;  
Wo Deutsche wohnen, fern und nah,  
Schalt's: Heil! Heil der Germania!  
So aber hat das Schwert geknackt,  
An Heimat, Heim und Kind sie brach,  
Von fern Stolz voll Majestät  
Da Grimm, ein Hauch des Friedens weht,  
Dad sie auch Friede singen dürfen,  
Das Schwert lasset sie der Wacht am Rhein.

Germania, heil'ger Eintracht Bild,  
Wie blühtst du ernst und doch so mild,  
Wo rings dein Aug' die Fluren streift,  
Da geht das Land, die Erde weilt,  
In sanfter die Saat, die Sichel klinget,  
Die Frühlingsherbe hoch sich schwinget,  
Das Reich erstreckt in neuer Kraft,  
Erdfrucht, Kunst und Wissenschaft,  
So höher, wachsen und geduldet,  
So lang' du hältst die Wacht am Rhein.

Doch wer wagt von der Reich' greift  
Teils laueren Zehs und laueren Feind,  
Der kennt den Muth, dem starke Hand  
Des Deutschen gibt ein Vaterland,  
Die Mark und Seel' uns verleiht,  
So er gepöbelt hat und hat,  
„Wir, wir getrieben, so hat's vollbracht,  
Den Thron zur Wälsche uns gemacht.“  
So schallt von Weser, Elbe, Main:  
Heil' den, so wagt die Wacht am Rhein!

(Grafen Waller)



BLICK VOM NIEDERWALD AUF BINGEN:  
RODERBRÜCKE UND DAS SAHETAL

Wenn stünde es nicht alsbald vor  
der Seele, dieses machtvolle, ehfurcht-  
gebietende Denkmal deutscher Kraft und  
deutscher Einigkeit, das stolze herrliche  
Weib, die Germania mit der Kaiserkrone  
und dem lorbeerbeschnittenen Schwert,  
die stattlichen Reliefbilder der deutschen  
Fürsten, die grossartigen allegorischen  
Figuren, den Krieg und den Frieden  
darstellend, die prachtvollen, das Gemüt

ergreifenden Reliefs: „Auszug zum Kampfe“ und „Heimkehr der Krieger“, die in zahl-  
losen Nachbildungen ein patriotischer Schmuck des deutschen Hauses geworden sind.

Mit gehobenem Gefühle kehren wir nach Rudesheim zurück, und lassen uns von  
einem hübschen kleinen Dampfer nach Bingen übersetzen. Bingen mit seiner Drusus-  
brücke, seinem Drususstor, seinem Drususstrunnen berührt uns fast wie ein *momento mari*.  
Rom mit seiner weltumspannenden Macht ist gefallen, gilt nicht auch von dem  
Denkmal dort droben das Schicksalswort:

„Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt.“  
Auch die Staatsgebilde kommen und gehen, aber es bleibt der Mensch, und  
es bleibt das Menschenschicksal, und  
das Menschenherz mit seiner Hoffnung.

Und auch nach abermal zweitausend  
Jahren werden Menschenkinder wie wir  
hier an den Fluten des Rheins lachen  
und weinen, lieben und leiden. Solche  
Gedanken begleiten uns auf unserem  
Wege zur Rochus-Kapelle, wo wir  
in andächtigen Gedanken uns gern in  
das Ewige verlieren, das alles Vergäng-  
liche hält und trägt. Wie rührend weiss  
uns doch Goethe die Geschichte des  
heiligen Rochus zu erzählen, des Hotters  
in den schrecklichsten Zeiten der Pest:

„Als er merkte, dass sein Ende  
nahe sei, hat er die Bedienten des Kerker-  
meisters, dass sie ihm einen Priester  
holen möchten. Nun war es eine sehr  
finstere Gruft, wo er lag; als aber der  
Priester kam, wurde es hell, darüber  
dieser sich höchlich verwunderte, auch,  
sobald er Rochus ansah, erwas Gött-  
liches an ihm erblickte, und vor Schrecken  
halbtot zur Erde fiel, auch sich zugleich  
zum Landesherren begab und ihm an-  
zeigte, was er erfahren, und wie Gott  
wäre sehr beleidigt worden, indem man  
den frommsten Menschen so lange Zeit  
in einem so beschwerlichen Gefängnis  
aufgehalten. Als dieses in der Stadt  
bekannt worden, lief jedermann häufig  
nach dem Turm, St. Rochus aber wurde  
von einer Schwächheit überfallen und  
gab seinen Geist auf. Jedermann aber  
sah durch die Spalten der Tür einen  
hellen Glanz hervordringen; man fand

auch bei Eröffnung des Heiligen tot und ausgestreckt auf der Erde liegen, und bei  
seinem Haupte und den Füssen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landes-  
herrn Befehl mit grossem Gepränge in der Kirche begrub. Er wurde auch noch an  
dem roten Kreuz, so er auf der Brust mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt, und  
war ein grosses Heilen und Lamentieren darüber entstanden.

Solches geschah im Jahre 1327 den 16. August; und ist ihm auch nach der Zeit  
zu Venedig, allwo nunmehr sein Leich verwahrt wird, eine Kirche zu Ehren gebaut  
worden. Als nun im Jahre 1414 zu Konstanz ein Konzilium gehalten wurde, und die  
Pest alda entstand, auch nirgends Hilfe vorhanden war, liess die Pest allsobald nach,  
sobald man diesen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Processionen anstellte.“

Am Sonntag nach dem 16. August versammelten sich zu Bingen Tausende, um das Fest des heil. Rochus zu feiern. Niemals ist dieses Fest schöner geschildert worden als von Goethe („Aus einer Reise am Rhein“). Aber auch der gemütvolle Horn hat ein ansprechendes Bild dieser echt rheinischen Festlichkeit, bei der der Unterschied zwischen hoch und niedrig ganz dahinzufallen scheint, entworfen:

Der Nebelschleier ist von den Strahlen der Augustsonne besiegt. In ihrem Goldglanze ziehen des Rheines Wagen hinab, und in seiner erglänzenden Flut schwimmen die schönen grünen Inseln. Jetzt sehen wir maiengeschmückte Schiffe hier und dort von dem Ufer stossen voller Wallfahrer, die zur Rochuskapelle eilen.

Ihre Gesänge trägt die Luft dem Ohre zu. Es sind heilige Klänge von ergreifender Wirkung. Sie landen in Kempten, sie ordnen sich in zwei Reihen, die Geistlichen in reichem Ornate unter dem Baldachin, voraus, dann die Reihen der Gläubigen, zwischen denen die Fahnenträger schreiten. Ihre frommen Gesänge kommen näher und näher, bis ihre zahlreichen Scharen des Berges Scheitel, wo die Kapelle steht, ertönen. Die Mäuden lagern sich. Jetzt verkündet der Glockenhall den Ausgang der grossen Binger Fest-Procession aus dem schönen Gotteshaus am rechten Ufer der Nahe.



ROCHUSKAPELLE

der Kapelle und der Zelte und läpfen die Deckel ihrer Körbe, darinnen die vorsorgende Hausfrau und Mutter Kuchen oder Fleisch und Brot, Butter und Faustkäse mitgebracht hat. Die Metzger braten Rippchen und Würste am lodernden Feuer; die Obstverkäuferinnen, die in guten Jahren schon reife Trauben austreten, enthüllen ihre lockenden Früchte, und — was nun folgt, oft bis spät in die sternenhelle oder mond-durchglänzte Nacht, das ist der weltliche Teil des Festes, und es sind ihrer viele, die nicht recht wissen, wie sie heimgekommen, viele, die in den seltsamsten Wellenlinien sich dem Berg wieder hinabarbeiten, vielleicht nicht ohne dem Boden verschiedene Male geküsst zu haben. Das alles kommt aber lediglich daher, dass der Rochusberg ein Nachbar des weinspendenden Scharlachberges ist, mit dem er ja doch gute Nachbarschaft haben muss, und umgekehrt dieser mit ihm.

Die Nahe hinauf kommen wir nach **Kreuznach**, das im Winter von 6000, im Sommer von doppelt so viel Seelen bewohnt ist. Nicht als ob zur Sommerzeit zwei Seelen auf jede Brust kämen, sondern weil das Kreuzmacher Salz so grosse Scharen von Sommervögeln anlockt. Kreuznach ist ein altes Städtchen, auch hier steht der

Reisende auf römischem Boden, wenn er sich nämlich zur Höffelsheimer Landstrasse begibt, wo er etwa ¼ Stunde hinter der steinernen Nahebrücke gegen 30 Pfennige Eintrittsgeld einen vortrefflich erhaltenen römischen Mosakboden mit Darstellungen von Gladiatorspielen betreten kann. Auch die Heidenmauer gibt sich als Ruine eines römischen Kastells zu erkennen. Aber doch kommen in Kreuznach mehr die Poeten als die Historiker auf ihre Kosten. Und wer nur einen leisen Zug von Poesie je in sich verspürt hat, der braucht nicht zu fürchten, dass ihm in dem salzreichen Kreuznach sein Aufenthalt versalzen werde. Die Dichter wissen nicht Rühmens genug von dieser schönen Stadt an der Nahe. Gustav Pferrus hat einen ganzen Zyklus von Liedern dieser Stadt und ihrer Umgebung gewidmet, das „Nahetal in Liedern“. Der Maler Müller feiert Kreuznach als seine über alles geliebte Vaterstadt.

Ja vorzüglich vom Himmel geliebt bist Du, schöne Vaterstadt, gewogen vor tausend anderen Städten! Freude und Ueberfluss wohnen bei Dir, Du bist auf Liebe gegründet. Der Bauherr, der den ersten Eckstein zu Deinem Tore gelegt, war ein Grüntling des Himmels, ihn jagte nicht Vaterfluch, ihn drückten nicht Witwenklagen, und Waisentränen verfolgten ihn nicht. Denn geöffnet von Gott war ihm das Auge zu schauen der Lieblichkeit Heimat, zu ruhen am Horizon der Schönheit. Vorzüglich geliebt vom Himmel bist Du, schöne Vaterstadt! Verrat bedeckt nicht Deine Mauern, Treue und Redlichkeit sitzen Dir zur Seite; Du lehnt Dich lachelnd über sie hin, und aus Deinen ernährenden Brüsten springen Ströme auf Deine Kinder herab. Fremde ehren Dich, Deine Schone tragen Dich in Gedanken, wo Du sie auch hüsendest über Land und Meer! Kreuznach! Geburtsort! Wie selig bist Du! Dir nach hebt sich im Fluge meine Seele, und ich sehe Dich, vor mir stehst Du jetzt in Deiner Feste; Deine bewachsenen Türme, verfallenen Mauern steigen neu vor mir empor, ich höre das Rauschen Deines Dich teilenden Stroms, das Wehen Deiner Winde vom Berge herüber. O süsse Luft, ach Wolkenstürmer! Kühner Rheingrafenstein! Ihr Wellen der Nahe! Gesänge des Hartwähls.

Karl Simrock, der landeskundige Dichter nennt die Umgebung von Kreuznach die schönste, deren sich eine deutsche Stadt erfreut. Ist es doch, als ob von allen Seiten sich Hügel und Berge gegen Kreuznach neigten, und ihm seine Däche zuschickten. Das Paradies bewässerten nur vier Flüsse, Kreuznach zählt die Hälfte mehr: Nahe, Apsen, Appel, Gölldenbach und Fischbach, und ein jeder hat sein Tal. Die Lage Kreuznachs hat eine gewisse Aehnlichkeit mit jener von Koblenz und Bingen. Hier wie dort tritt der Fluss aus einem engen Tal in eine weite Ebene; hier wie dort mündet ein Nebental, in welches die Stadt halb hineingebaut ist. Nahe und Ellertal verhinderet der Katzenberg mit seiner Ruine, wie Berg und Burg Klopp bei Bingen Rhein und Nahe zusammengibt. Doch hat Kreuznach den Vortzug, auf beiden Seiten seines Flusses zu liegen.

Die Gegend von Kreuznach war schon den Römern beliebt; wo noch jetzt die Heidenmauer übrig ist, hatten sie ein Kastell, vielleicht auch nur ein befestigtes Winterlager. Aber erst die fränkische Zeit gab der Stadt den Ursprung. Ihr Name ist rätselhaft, doch scheint Aucinaha (Kreuz im Wasser) die älteste Form. Ein Kreuz auf einer Insel, von dem Boden der christlichen Lehre aufgerichtet, soll die erste Ansiedlung veranlaßt haben.

Des Kreuzmacher Salzes tut keiner der Dichter Erwähnung, und doch hat es auch damit seine eigene Bewandnis, die ein Postengemüt zum Nachsinnen reizen könnte. Die salzreiche Kreuzmacher Luft verleiht der Zunge eine eminente Fähigkeit in der Erkenntnis des guten und bösen Jahrganges. Der fröhliche Kreuzmacher kommt als virtuoser Zecher auf die Welt. Und ich hege die bestimmte Vermutung, dass jener berühmte Fastenprediger, den Goethe in seinem Rochusfest schildert, ein lustiges Kreuzmacher Kind gewesen ist. Hören wir, was der würdige Weihbischof seinen Beichtkindern zu sagen hat:

Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige, zu Reu und Busse schon begnadigte Zuhörer, dass derjenige die grösste Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes



NAHERBlick, KREUZNACH



DIE BRÜCKENHÄUSER IN KREUZNACH



OBERSTEIN, VOM SCHLOSS

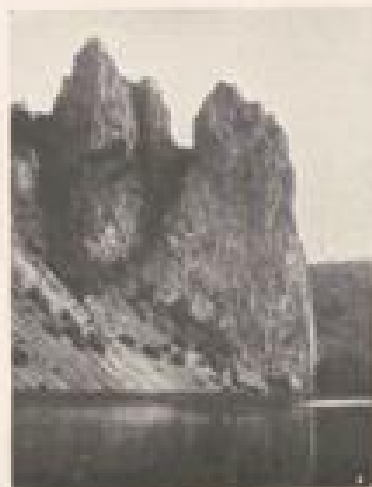


OBERSTEIN

solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: Der Wein erfreuet des Menschen Herz! Daraus erhellet, dass wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Mass Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Mass schon so arg in Vergessenheit seiner selbst gerät, dass er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schlägen, Schlägen und Fustrißen verletzet und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich, und unterlasse ein solches Uebermass, welches ihn missfällig macht Gott und Menschen, und selbsteiglichen verächtlich. Wer aber bei dem Genuss von vier Mass, ja von fünfen und sechsen noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, dass er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Oberen anzuordnen sich imstande findet, auch der gemessene sein bescheiden Teil und nehme es mit Dank dahin! Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu geben, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äusserst selten, dass der grundgütige Gott jemandem die besondere Gnade verleihet, acht Mass trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewährt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, dass ich in ungeredtem Zorn auf jemand losgefahren sei, dass ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mit dem Zeugnis geben würdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vortheil meines Nächsten mich tätig finden zu lassen, so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch ferner erfreuen. Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er nach dem Willen des Gebers am Lohbe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Teil dahin. Und auch dass



DIE KYRBURG



RHEINGRAFENSTEIN



DIE KYRBURG UND ROTHENSFELS

ein solches geschähe, alles Uebermass dagegen verbannt sei, handelt sämtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: „Prüfet alles und das Beste behaltet.“

Aber wenn in Kreuznach ein solches übermütiges Lieslein wohl gesungen werden mag, so ist es doch eine gar ehrbare Stadt, durch deren Straßen manche würdige fürsorgliche Pensionsmutter ihre Schar schämiger trippelnder Jungfräulein sorglich hindurchführt. Weil es denn Kreuznach ist, wo wir uns befinden, mein freundlicher Begleiter, so karge nicht mit Deinem Gelde, das Du ehndin vermutlich in zwecklosem Ueberflusse besitzt, und lass uns den schönsten Wagen und die stoltesten Rosse Kreuznachs mieten, um über Land zu fahren. Es gibt in der Tat wenige Gegenden im deutschen Vaterlande, wo ein Ausflug so lohnend wäre, wie in dieser Landschaft, die sich zwischen Kreuznach und dem mit ihm wetteifernden Münster am Stein nun vor uns ausbreitet. Das anmutvolle grüne Hügelland geht in groteske Gebirgswelt über, zur Linken erhebt sich der steil emporsteigende gewaltige Rheingrafenstein, auf dessen Gipfel einst in schwindelnder Höhe eine trottrige Burg stand, wo die alten Rheingrafen hausten. Es gibt über die Entstehung dieser Burg eine alte Sage, die Gustav Plarrius folgenderweise in Verse gebracht hat:

Der Rheingraf sah den Riesenstein  
Und rammte in den Dorn hinein:  
„Es soll ein Schloss mir dinsten sein!  
Dah' steht es zu mir Haus ge'n.“

Und Sarras war kein geizig,  
So kam er aus dem Busch geizig:  
„Herr Graf, ist meine Hill' nötig,  
Bin ich das Schloss zu bau'n erlösig.“

Nach eh' die Steine angesetzt,  
Soll's dinsten auf dem Felde steh'n;  
Als Lebe um dinst' ich, ist's schen,  
Den man, der dinst''s Fresse schen.“

Der Rheingraf ging den Handel ein  
Und ein Stück in Munde schen,  
Dach als dinsten er's recht behen,  
Da insten Ras' in ihm eruchen.

Schon stand das Schloss in seiner Pracht,  
Der Bize schuf's in einer Nacht,  
Der Rheingraf wagt nicht, einzusch'n,  
Woll' ihm die Preis' erentlich schen.



SCHLOSS DRAUN

Die Gräber, wie die Schlange klag,  
Doch wie die Taube fromm, bring  
Nicht länger mehr des Gatten Zaudern:  
„Auf Mäusen, folgt mir über Schatt-  
den!“

Sie selber schritt dem Zug voraus,  
Dicht hinterher der Burg-Kaplan,  
Dann folgten irgend Mann und  
Frau,  
Ein Tausend die Reiter schloßen.

Der Bote sticht mit stiller Hebe  
Wie kommen, schmeckt die Beize  
schon,  
Und schilt des Tarnes leichne Spitze,  
Zum Fang geirret, sich vom Stier.

Jedoch die Gräber vorzeitig  
Voranz dem Zug in's Schloß sich wagt,  
Und wie die Mäusen sie umfingen,  
Lies an den Tauf vor sich bringens.

Lies an den grauen Hals dem nett  
Ein Krählein nicht, ihm das Barst  
Des Paters auf die Ohren drückten,  
Und ihr den Kopf durch's Fenster  
streckten.

Flugs aus der Höhe, nicht zum Spott,  
Sties auf ihn vieler Satans  
Und trug ihn hier in seinen Klauen,  
Ein Schrei der Arge verfuhr drei  
Gassen.

Doch nun die Fata, wimmelfreudig,  
Den Vogel am Genack erkannt,  
Lies er ihr grinsend aus dem  
Käfig  
Hinunter in den Abgrund fallen.

Und über, gepößt um seinen Lohn,  
In Fuch und Schwefelknopf durchen. —  
Seit dieser Zeit im Tal der Nal'  
Ist keiner mehr lebhaftig ach.



DER MÄUSETURM UND EHRENFELS

Dem Rheingrafenstern gegenüber erhebt sich die Ebernburg fast auf der Grenze zwischen Preussen und der bayerischen Pfalz. Die Burgruine weckt die Erinnerung an eines der bewegtesten und grössten Zeitalter unseres Vaterlandes. Hier auf dieser Burg, dem Stammalte des stolzen und kühnen Franz von Sickingen, „der Herberge der Gerechtigkeit“, hat Ulrich von Hutten die meisten seiner Flugschriften geschrieben, die er wie einen Feuerbrand ins Volk hineinwarf. Hier wurden die Pläne zu einer gewaltsamen Durchführung der Reformation geschmiedet. Hier focht der vorwegene Ritter seine Fehden aus mit übermächtigen Fürsten. Zum Tode verwundet, starb er hier den Heldentod; nur wenige Wochen nach seinem Tode fiel auch seine Burg in die Hände seiner Feinde, sie fiel der Zerstörung anheim. Das Hutten-Sickingen-Denkmal unterhalb der Burg auf halber Höhe des Berges, eine Schöpfung K. Cauer, zeigt den nachgeborenen Geschlechtern die Gestalt der beiden Freiheitshelden, die beide ein tragisches Ende gefunden haben. Die Nabe hinauf zu wandern, ist sehr verlockend, an dem Dählbodenberg mit der Ruine einer alten Benediktinerabtei vorbei, durch das mauerumschlossene alte Städtchen Sobernheim, durch das hübsche Felsen-  
nest Martinstein, in dessen Nähe die berühmten Ruinen des Schlosses Dhaun sich befinden, nach dem interessanten Klen und weiter über das achatschleifende Oberstein ins Breckenfeldsche hinein. Aber *facta est alia*, die Würfel sind gefallen, so müssen wir diesmal mit Ulrich von Hutten sprechen. Wir haben Pferd und Wagen bei uns und müssen rechtzeitig wieder in Kreuznach sein. Und weil wir denn schon am Rückfahren sind, so wollen wir uns in Kreuznach in die Bahn setzen und nach Bingerbrück zurückkehren. In der Nähe des Bahnhofes ergeben wir uns am Abend noch ein wenig am Rhein. Vor uns im Strome erhebt sich eine Felseninsel. Ein Turm ist auf ihr erbaut, es ist der Mäuseturm. Aus frühem Mittelalter stammend, ist dieser Turm im Jahre 1856 neu aufgebaut worden. Eine seltsame Sage knüpft sich an diesen Bau:

Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz sass einst in alter Zeit ein Erzbischof ohne Hirtenliebe. Der Mammon war sein Gott, und sein Herz hart wie ein Felsen. Hatto sammelte Haufen Goldes, sammelte und speicherte die reichen Zehntfrüchte des Erzbistums auf, und das arme Volk hungerte. Misswachs steigerte die Hungersnot, die Tausende hinauffuhr. Nur noch wie Schatten schlichen die Ueberlebenden in Mainz umher, sammelten sich vor dem Palast des Erzbischofs und jammerten und böhnten, dass Hatto seine Kornspeicher öffne, und es sah sie der Erbarmungslose, hobnlachte und befahl, man solle sie in ein leerstehendes Gebäude führen, um zu harren, bis er ihnen Brot gäbe, aber statt ihnen Brot zu reichen — liess er das Gebäude an allen vier Ecken anzünden. In herzerzerrnenden Tönen jammerten die Unglücklichen, und als

man die Todesqual ihr Geschrei bis zum Entsetzlichen steigerte, trat Hatto auf den Balkon, von wo sonst der Erzbischof das Volk zu segnen pflegte, hörte den Jammer ihrer Todesqual und sprach mit wildem Heulachen: „Hört, wie die Kornmäuse pfeifen?“ Und endlich verstummte der Jammer, und das Gebäude stürzte zusammen und begrub unter seinen Trümmern die Armen. — Aber der Vergeltter schlief nicht.

Plötzlich vernimmt man im erzbischöflichen Palaste ein seltsam gellend Pfeifen. Was ist das? ruft Hatto aus, und seine Haare sträuben sich. Aus den rauchenden Trümmern, wo eben die letzten Todesschreier verhallt sind, kommen unzahlbare Scharen pfeifender Mäuse; sie klettern unaufhaltsam an den Mauern des Palastes empor; sie drängen durch alle Öffnungen ein. Wen suchen sie? — Hatto, Hatto, es gilt dir! Es ist das Gericht Gottes! Es ergreift ihn ein namenloses Entsetzen. Das sind die Kornmäuse, die in den Flammen so entsetzlich gepfeifen! Er flieht voll Entsetzen bis in das Innerste seiner Gemächer. — Vergeblich! Wer entgeht der strafenden Hand Gottes? — Die Mäuse folgen ihm, wohin er

flieht, sie verzehren jeden Bissen, den er zum Munde führen will; sie zernagen seine Gewänder, ja ihr Zahn beginnt an seinem Fleische zu ragen. Nichts schützt, nichts errettet ihn. Da flieht er nach seinem festen Schlosse Klopp, wo er sich sicher glaubt. Vergebliche Hoffnung! Die unerbittlichen Verfolger erfüllen bald alle Räume der Burg und überall ertönt ihr gellendes, Mark und Bein durchdringendes Pfeifen. Hatto ist's, den sie suchen und finden. Auf seinen Knien windet er sich und flieht um Gnade, aber nur der Mäuse Pfeifen ist die Antwort. Die Verwerfung ergreift ihn mit tausend Armen. Wohin soll er fliehen? Da sieht sein wirrer Blick den Turm im Rhein, an dessen Fuss die hochgehende Flut brandet. Dort, ja dort ist Rettung! Und ein Kahn trägt ihn hinüber. Im gewölbten Turmgemache lässt er schnell sein Bett in Eisendrähte hängen; hier hofft er endlich des Schlafes Erquickung, die er seit lange nirgends gefunden. Doch — kaum ist er drüben, da wimmelt der Rhein von unzähligen, heranschwimmenden Mäusen. Sie erreichen des Turmes Fuss, sie klettern an den Mauern herauf, sie drängen in das Turngemach ein! Durch das wilde Dröhnen der Brandung hört man einer Menschenstimme gellenden Angstschrei; dann legt sich der Sturm; dann glättet sich die Flut, und es wird todtstille im Turme. — Niemand wagt ihn zu erstiegen. — Erst am dritten Tage vollbringen furchtlose Schiffer das Wagstück. Sie finden in Hattos Gemach das völlig entleerte Gerippe. Die Mäuse aber sind spurlos verschwunden. Seitdem miß man voll Grauen den grausigen Mausenturm.

Der gelehrte Sebastian Münster, der Altmeister der deutschen Land- und Heimatkunde, erzählt diese Ueberlieferung auch schon. Er fügt aber hinzu:

„Wilt du es für eine Fabel haben, will ich nicht mit dir darumb zanken, ich habe dess Geschicht mehr denn in einem Buch gefunden.“

Es ist merkwürdig, wie die Sage hier einem ehelichen Mann übel mitspielt. Der Bischof Hatto von Mainz ist ein kluger, weisblickender, erster Kirchenfürst gewesen, vielleicht auch ein wenig ränkstüchtig, jedenfalls ein strenger Vorgesetzter, der es nicht duldet, dass es in den Klöstern aussah, als wären die Mäuse über Tische und Bänke gesprungen; aber mit dem Unhold des Mäuseturmes hatte der Hatto der Geschichte gar nichts gemeinsam. Woher aber hat dieser Turm seinen wunderlichen Namen? Man hat früher die verwickeltesten mythologischen Auslegungen ertacht, heute führt man den Namen meist auf ein althochdeutsches Wort „Müsturm“ zurück, das soviel wie Waffenhaus, Zeughaus, bedeutet.

Und nun noch einen Blick auf den Rhein, wie er sich vor unserem Auge hier ausbreitet. Es ist eine treffende Beobachtung, die Carus macht, wenn er schreibt:

Dieses Meer- und doch Flusshafte, dieses Deutsche und doch so Italsche, ich kann es noch gar nicht im Geiste ordnen! Ist es nicht hier von dem alten Turme wie ein



neapolitanischer Strand? Dieser weite bläuliche Wasserspiegel, dieses gelblich-weiss im hellen Sonnenlicht leuchtende Ufer, diese broten mächtigen Ruinen, zunächst am Rhein, manchen altrömischen Ueberresten von Türmen nicht ungleich, diese hochanstiegenden duftigen Berge, zwischen denen der Rhein verschwindet, so dass er um so mehr ein seemässiges Aussehen gewinnt, diese hohen und breiten geschmälerten Schiffe mit Masten und Takelwerk, welche an die Kauffahrer des Meeres erinnern, und zwischen ihnen die mächtigen Dampfer hindurchbrausend, ihren schwarzen Rauch in die helle blaue Luft wirbelnd, das gibt ein grossartig höheres, schönes Lebensbild. . .

Aber allgemach dunkelt's, die Landschaft umhüllt sich mit einem Nebelschleier. Wir begeben uns in die Stadt zurück, bald vernehmen wir mächtige Böllerschüsse, Signale für die Schiffe, welche das gefährliche „Binger Loch“ passieren. Es wird Zeit, das Gasthaus aufzusuchen. Als die Menschen aus dem Paradiese ausgestossen wurden, ward ihnen ein arbeits- und schmerzreiches Leben in Aussicht gestellt: „Im Schweisse Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen.“ Aber der gütige Gott segnete dennoch einige Stätten der Erde, dass sie dem sündigen Geschlecht des Menschen eine Erinnerung an das Paradies sein sollten.

Ein solcher Abglanz vom Paradies fiel auf den Rhein. Und wer heute zu Schiff von Bingen nach Bonn fährt, und nicht nur mit dem leiblichen, sondern auch mit dem geistigen Auge tief hineingeschaut hat in die geheimnisvolle Schönheit, die uns auf wunderbare Weise nötig, an eine dahinterliegende, den Sinnen verborgene noch höhere Schönheit zu glauben, der kann wahrlich von sich sagen, er habe im Paradies gewohnt!

Wenn wir in Bingen den Dampfer besteigen, so haben wir wenig Zeit, uns mit allen Vorzügen des Schiffes bekannt zu machen, denn ringsherum ist gar viel des Sehenswerten. Zur Rechten liegt das hübsche **Assmannshausen** mit seinem hochberühmten Rotwein, dessen Feuer und Würze seine Herkunft von der Burgunder Rebe verrät. Zu Assmannshausen mag man getrost des Guten einmal zu viel tun, neben den

kühlen Weinkellern hat die gütige Mutter Natur eine heilsame Lähmpfelle entspringen lassen, die aller Gleichheit rasch ein Ende macht. Wer ein Bäumlein im deutschen Dichterwalde sein will, der lasse sich hier auskosten, und pflgere zur Krone, um sich dasselbst in das Fremdenbuch einzutragen; es ist dies ein altes Herkommen unter den deutschen Poeten!

Assmannshausen gegenüber erhebt sich eine der schönsten Ritterburgen des Rheins, der malerische Rheinstein. Auch diese Burg war im Laufe der Zeit zu einer Ruine geworden, bis sie im ersten Drittel des XIX. Jahrhunderts von dem Prinzen Friedrich von Preussen, der in der Burgkapelle begraben liegt, getreu im Stile des früheren Mittelalters wieder aufgebaut worden ist. Mit ihrem imposanten, zinnengeschmückten Turm, mit ihrem prächtigen Herrenhause und dem stillen Burghof, mit ihrer mächtigen Schildmauer nach der Angriffseite zu, und mit ihrer ganzen inneren Einrichtung, gewährt sie ein treues Bild aus jener Zeit, da in den rheinischen Burgen noch so manches stolze Rittergeschlecht hauste.

Gleich hinter der Burg Rheinstein liegt auf einem Ufervorsprung ein altes Kirchlein, umgeben von seinem Gottesacker, die Clemens-Kapelle geheissen. Ihre Mauern werden fast vom Strome umspült. Wahrscheinlich ist es eine Art von Sühnekapelle, von Rudolph von Habsburg gestiftet, für die vielen Menschenleben, die sein Kriegszug gegen die Raubritter gekostet hatte. Die Sage führt die Erbauung des Gotteshauses auf eine andere Begebenheit zurück.

Vom Wiperal die alte Mähl,  
Die ich, die ich von Weisswein  
trink' —  
Die lieben Schweigern, glaubet  
nicht,  
Was man von meinem Brantwein  
spricht.  
Der auf der Strasse Breme stumt,  
Der Bittelgan ist mir nicht  
bestumt.  
Zum Strausentobel machet du  
nich!  
Es, volkes Fatale, hüt dich! —  
Das Fatale wagt sich vor dem  
Tut,  
Da springen drei schwarze Riter  
herzu.  
Ein schwarzes Schifflein lag am  
Rhein.  
Da Raubritzer war da hiesig!  
Und wie der Kahn die Wege sah,  
Da larmet ein Wirtter nachgerit.



BOHRENECK UND LÖWCH

Ja läßt sie, die Wippenzeit,  
 Wir müßten doch dein schönes Kind,  
 Die Wippen läßt und wagt und stört,  
 Das hoch sich Wipf auf Wippen stört.  
 Die Wippen treibt, der Himmel lacht:  
 Verloren sind wir allezeit.  
 Schon stiel vom Wasser schwer der Kahn,  
 Du blüht das Fräulein hinunter.  
 St. Clemens, sprach sie, heiliger Papst,  
 Der du der Flut das Leben gabst.  
 Und stiel strenges Mitternachts  
 Zu Gottes und der Kirche Rache —  
 Errett mich aus Wasserhand,  
 Und von dem Feind'gen, der wir drückt.

So soll ein Krieger die errettet's  
 Und dort aus Wäldern stamm' sich's.  
 Der Heilige läßt's und schweigt leicht  
 Mit schüchtern' und Hirtentisch.  
 Reicht ihr die Hand und läßt sie gut  
 Und treiben durch gelobten Pfad.  
 Der schwarze Natter führt zu Grund  
 Und den von Rheinstetten schlingt der Schand.  
 Da ward die Kirchlein aufgeführt,  
 Das dort aus Wäldern stamm' sich's.  
 Darum verging durch hundert Jahr,  
 Das Kirchlein lag verfallen war.  
 Bis müht es zu errettet belad  
 Der Herr von Rheinstetten löst Gemad.

(K. Bismarck)

Unmittelbar hinter der Clemenskapelle ragen von halber Bergeshöhe die Zinnen der Falkenburg empor. Der Ruf dieser Burg war vor Zeiten nicht fein. Die

schlimmsten Raubritter trieben hier ihr Unwesen. Im Jahre 1252 hob zuerst der rheinische Städtebund dieses Nest aus. Wenige Jahre nachher war die Burg bereits wieder neu aufgebaut und das Raubhandwerk der adeligen Burgherren blühte wieder. Da nahm sich Kaiser Rudolph von Habsburg der bedrängten Kaufleute und Schiffer an. Im Jahre 1282 erschien er mit einer ansehnlichen Heeresmacht in Mainz. Es wurde alsbald bekannt, dass der Kaiser geschworen habe, die „Räuber wess Stundes sie auch sein möchten, aufknüpfen zu lassen wie rüdtige Hunde“. Ein einflussreicher Angehöriger der räuberischen Herren der Falkenburg, der Marschall von Waldeck, begab sich nach Mainz, um dem Kaiser von seinem Feldzug gegen die Raubburgen abzubringen. Aber Rudolph blieb standhaft. Hemmt nicht den Weg der Gerechtigkeit, so sprach er; lasset die Räuber ihren verdienten Lohn empfangen; denn Ritter sind es nicht, vielmehr die lasterhaftesten Diebe und Räuber, welche gewaltsam die Armen niederdrücken, den Landfrieden brechen und die heiligen Rechte des Reiches mit Füßen treten. Hört auf, ihr, die ihr Edle sein wollt, bei mir für die Diebe zu bitten, die, wären sie auch Grafen oder Herzöge, so wahr ich Richter bin, der Todesstrafe nicht entgehen sollen, die sie verdient haben.

Der Marschall wagte es nicht, sich wider den kaiserlichen Willen anzulehnen, er zog sich zurück. Der Kaiser aber waltete alsbald seines Rächeramtes. Die Falkenburg wurde erobert, gebröchen, den Flammen übergeben, und an der Stelle des vortretenden Ufers, wo die Stürgreifer die wildesten ihrer Frevel geübt, wurden sie rücksichtslos aufgehängt an die Äste der alten Buchen und Eichen, unter denen sie so oft ihren Opfern aufgelaurt. Aus den Ruinen erhob sich unter dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz eine neue Burg, die 150 Jahre später von den Franzosen zerstört wurde. Heute ist sie im Besitz eines Privatmannes, und das friedliche Reben-  
 gelände zu ihrer Seite lässt vergessen, auf welche rauhe Vergangenheit diese Zinnen



RUINE RHEINFELS



DER RHEINSTEIN



SPONNECK

und Türme zurücksehen. Eben ist unser Schiff an dieser Burg vorüber geglitten, so sehen wir das Gemäuer der Burg Sponneck terrassenförmig aufragen, das in einem schlanken Turm gipfelt. Ihre Erbauung wird auf Willigis zurückgeführt, den gelehrten und frommen Erzbischof von Mainz und Erzkämmer des Deutschen Reiches unter Otto I., der den Mainzer Dom erbaut und zu Mainz und Aschaffenburg hochberühmte Schulen gestiftet hat. Diese Burg hat indessen dem friedlichen Geiste ihres Erbauers wenig Ehre gemacht; sie wurde eine Raubburg, nicht weniger gefürchtet als die Falkenburg. Auch ihre übermütigen Herren hat Kaiser Rudolph zur Strecke gebracht. Im XIV. Jahrhundert wurde die zerstörte Burg wieder aufgebaut und nachdem sie wiederum verfallen war, hat im Jahre 1852 Prinz Wilhelm von Preussen, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., sie aus den Ruinen neu entstehen lassen. Der wilde und trotzigste Geist, der in diesen Burgmauern einst gewohnt hat, kam getreu in der Sage von dem „Blinden Schützen“ zum Ausdruck:

Koch jagt Sponneck oben, die rüdt ein Ritterschiff,  
 Sie trüben, siegen, oben, sie prakten wir auf links,  
 Wir wöhl kein Sachsen, Schlägen, kein Ritter im Tümel,  
 Was wöhl als Schütz kein Jagen der heere Ritter auf.

Da läßt der Burgherr rücken: „Ihr  
 Herrn, ich ich kein Döf.  
 In unsern stieln Trüben, ich wöhl  
 den heere Ritter auf.  
 Auf stiel heere Ritter was er der  
 Jäger Schütz.  
 Ich ich der Burgherr, der Schütz  
 von Sponneck.“

„Und bis er oben stündet, rüdt er  
 nicht Schütz und Spies,  
 Er schmecktet mir gelöndet in trüben  
 Burgherr.  
 Doch wöhl nur der Schütz, ich wöhl  
 hoch und rüdt,  
 Der Blinde schmecktet den Blüben ich auf  
 gestieln Ziel.“

Da schickte ein wöhl Schütz, ein  
 Klücher Hand in Hand  
 Bis zwischen zwei und stiel der Preis  
 der Weir stand.  
 Dann glü die Herr ein Zeichen: Die  
 Döner schickte kam,  
 So loben sie den Blüben aus ihrem  
 Kerkraum.

Er stiel ein wöhl Krieger, ein wunderbar Bild,  
 In stieln aller Weir, in Schütz jung und rüdt,  
 Unstet von Kettenwägen, herab die Augen Schütz,  
 Will ihn der Burgherr ewigen zum Schütz (noch spricht er) wöhl.

Und jezt denkt mit Zwang, mit Fater und mit Tod  
 Und auf die Blüben Wangen ergüßt ein heere Wort:  
 Gott las er sich rüchten, wöhl ich wöhl er schick!  
 Götze für den Pfad die Zeichen, wöhl ich's stiel, der Tod.“

Und sich zum Boden klügt ein Döner: „Schick jeztend!“  
 Der Burgherr spricht's, die drüget ein Pfad ihm in den Mund,  
 Durchlöbet das Hirn rüchten, ein Blüben quill herren,  
 Sein Leben in rüchten, er nicht rüdt, der Tod.“

Der Kreis der Ritter stiel, und ungeroll stiel ihr Blick,  
 Denn Jöden hat erschickert das jüdtliche Geschick,  
 Nur Blüben klügt wieder, der Blübe heere zu,  
 Er wöhl die Armeist stiel: was hat der Wöhlch Rab.  
 (Wöhlch Ritter.)

Zur Falkenburg und zur Burg Sponneck gesellt sich noch eine dritte Raubburg, die Heimburg, deren mächtiger Turm das langgedehnte Dorf Niederheimbach überragt.

Auch das hier hausende ritterliche Geschlecht war ein Geschlecht der Zöllner, freilich nicht der armen. Es hielt es für recht und billig, seinen Wasser- und Wegezoll von den Kaufleuten zu erheben, die zu Schiff, oder auf den Rücken des Saumläfers ihre Güter rheinaufwärts oder rheinabwärts führten. Da die Burgherren aber sich einflussreicher Veterschaften erfreuten, so war das Gericht, das über die Burg kam, gefürchter als das, welches über die Nachbarburgen erging. Aber seltsam, auch hier spiegelt sich in den Sagen, mit denen die Burg umgeben ist, das Grausen und der Schrecken wider, den die räuberischen Ritter einst in der friedlichen Welt des Handels und der Arbeit verbreitet haben.

In grauer Vorzeit, so meldet (nach Bernard) die Sage, wurde die Heimburg von Suono erbaut, der einer der kriegsgewandtesten Fürsten war, welche unter König Pharamund gegen Rom und das römische Gallien stritten. Er wurde zum Befehlshaber der Truppen ernannt, die das neu unterworfenen nördliche Gallien besetzt halten mussten, während König Pharamund zurückkehrte, um einem von Süden drängenden Feinde entgegenzutreten. Eines Tages empfing nun Suono die Botschaft, dass seine Tochter, die nach der Mutter Tod seine ganze Liebe besass, mit einem Knaben niedergekommen sei. Bestürzt und dann in wilder Wut über die seinem Hause widerfahrene Schmach, eilte er nach Hause, und als das bebende und weinende Mädchen den Verführer nicht nennen wollte, traf seine gewichtige Faust sie so gewaltig, dass sie als Leiche zusammenbrach. In sich geköhrt, verließ Suono fortan auf seiner Burg, denn Wehmut und Groll verdüsterten sein Herz; da kehrte eines Tages Pharamund auf denselben ein und bat nach den Begrüßungen um die Hand der Geströteten. Schweigend führte ihn der Vater an ihr Grab, und als es zur Erklärung kam und die Ursache des Todes genannt ward, ergriff es den König in Schmerz und Wut und er rannte in jäher Aufwallung dem Vater das Schwert in das Herz. Trauernd nahm er sodann den Knaben und ritt mit ihm fort, denn es war sein Kind und er war der Verführer.

Der Heimburg gegenüber auf der rechten Seite des Stromes ergießt ein kleiner Fluss seine Wasser in den Rhein. Es ist die Wisper, die durch ein an landschaftlichen Schönheiten reiches Tal fließt. Am Ausgang dieses Tales weht zu bestimmten Stunden des Tages ein auffallend kalter Wind.

Der Wisperwind, der Wisperwind,  
Der kommt ins Ostreich jedes Kind,  
Des Morgens früh von vier bis sechs,  
Da spürt man allerorts sein Weh'n!  
Stimmt vor Wald und Wiesengrund  
Haucht ihn der Wisper kühler Mund.  
(Friedrich)

Unter diesem gesunden Wind ist eine blühende Stadt entstanden: **Lorch**, das bereits zu Karls des Grossen Zeiten vorhanden war.

Das ganze Mittelalter hindurch war Lorch eine Stätte, in welcher der fröhliche rheinische Humor das Leben vergoldete. Wenigstens der zahlreiche Adel führte hier ein frohes Herrenleben, „ein Leben wie im Paradiese“. Aber zum Ruhme der schönen Stadt sei's gesagt, nicht auf Kosten der rheinfahrenden Kaufleute. Die Lorchor Herren hielten vielmehr auf Ordnung und gute Sitte. Ihre Söhne empfingen einen guten Schulunterricht und übten fleißig die frommen Chorgesänge in der Kirche, es wurden bedeutende Schulstiftungen begründet, die der Stadt noch lange zugute gekommen sind.

Die Männer aber hielten es für ritterlicher, gegen den Erbfeind, den Türken und den König von Frankreich, zu Felde zu ziehen, als mit den Raubrittern gemeinsame Sache zu machen. In Friedenszeiten aber waren sie tapfere Zecher, die den „Lorchor“ wohl zu ehren wussten. Feierlicher aber, als der Klang der Gläser, war der Klang der Glocken vom hohen Turm der schönen Martinskirche herab. Dieses Gotteshaus hat das schönste Geläute im ganzen Rheingau. Neben der Kirche bildet ein Profanbau die bedeutendste Sehenswürdigkeit des Ortes, das hochragende Wohnhaus des Ritters Johann Gilchen von Lorch, des tapferen Waffengenossen Sickingens. Ueber dem zahlreichen vergitterten Fenstern ragt ein gewaltiger Giebel empor. Der Torweg, der in das Innere dieses



BACHARACH

schönen Renaissancelanones führt, ist von reichen Wappen gekrönt. Hier in dieser Stadt, über deren Geschichte ein glücklicher Stern gewaltet hat, begegnen wir denn auch wieder anmutigen Sagen, die freilich die Romantik der Ritterzeit nicht verleugnen. Als der heilige Bernhard, so wird berichtet, geflügelten Wortes in die Herzen der rheinischen Ritter griff, und die Scherin Hildegard von Rupertsberge ihre wunderbar ergreifende Macht walten liess, nahm Ritter Gilchen von Lorch das Kreuz; aber er liess eine heissgeliebte Braut zurück, und ihr Bild war in seiner Brust, und die Liebe machte den Kreuzritter reuig. Je weiter er sich von der Heimat entfernte, desto schwerer drückte die Trennung von der Lieblichen. So wuchs die Sehnsucht nach ihr

stündlich mehr, bis er es nicht ertragen konnte und heimlich das Nachtlager seiner Gefährten verliess und zum Rhein zurück eilte. Aber wie gross war sein Schrecken, als ihm die Kunde wurde, ein anderer Ritter habe die Burg, die seine Braut umschloss, erobert und sie geraubt. Auf seiner Burg barg er den Schatz, und diese Burg lag auf einem unerstiegliehen Felsen bei Lorch.

Nichts ist der Liebe zu schwer, zu gross. Gilchen sammelt seine Leute, seine Freunde, die mit ihm die Gerechtigkeit im Frieden verdammten. Sie rücken vor die Burg; aber der Räuber lacht und höhnt: „Wenn Du im Galopp den Felsen zur Burg hinaufspringst, so sollst Du Deine Braut haben“. Das ist unmöglich, und der Liebende steht verzweifelt da und schaut im Mondenschein den glatten Fels an, der himmelanstrebend sich aufrückt, ohne Halt für einen kühnen Kletterer, zu geschweigen für ein Ross! Er keirscht mit den Zähnen, er ballt seine Faust, dass das Blut zurückweicht; er stösst einen grimmigen Fluch aus gegen den frechen Räuber seines Glückes; aber es ist unmöglich! — Da raschelt es neben ihm im Laube, und es tritt einer zu ihm, den ein Christmensch nur mit einem innern Schauder nennt und ein — Kreuz gegen die Brust schlägt. Der „Gott-sei-bei-uns“ hat seine Worte gehört und wiederholt fragend: Unmöglich? — Dann lacht er auf, dass es durch des Ritters Seele schneidet. Unmöglich ist, wenn ich helfe, nichts!

Willst Du meinem Rosse Flügel geben, dass es da hinauf fliege? fragt der Ritter. Deinem Rosse nicht, wiederholt der Besucher; aber das mögliche jagt mit Dir da hinauf, wenn Du den Mut hast, es zu bestiegen! Zornig über den Zweifel an seinem Mute, fährt rasch des Ritters Hand an den Schwertgriff. Lass das, sagte der mit der roten Hahnenfeder auf dem Spitzhute, und trat einen Schritt zurück. Ich liebe das blankte Eisen nicht, sagt er, sich schüttelnd, aber ich bleibe bei meinem Worte. Nimm Verstand an, Gilchen von Lorch! Du sollst sie haben. Mach's fertig mit dem da droben! Der Teufel ist der beste Advokat. Er weiss den Ritter dazu zu stimmen, und morgens früh reist Gilchen gegen die Burg. Gibst Du mir Dein Ritterwort, ruft er dem Brauträuber zu, dass Du mir meine Braut ohne Gefährde gibst, wenn ich im Galopp diesen Felsen hinanjage und vor Deinem Aussentor halte? Ja! ruft laut hochlachend der droben.

Auf Ritterwort und Rittershre!

Der mit der roten Hahnenfeder lachte höhnisch bei diesen Worten und marmelte etwas in den Bart, was — man nicht deutlich verstand; alsdann sagte er zu dem Ritter: Komm' dort in das Gebüsch, da hält einer das Ross — aber — so mir nichts dir nichts geht das denn doch nicht! In einem Bunde müssen Zwei sein, hier Du und ich. Was wird mir? Kannst Du schreiben? Pah — Du Dummer —! Ich nicht schreiben? Denkst Du nicht an die Schuljunkschaft in Lorch? Der Gott-sei-bei-uns marmelte etwas, das etwa so klang: Junker und Schule, das reime nicht, und legte dann dem Ritter ein Pergament vor, darin er sich ihm mit Leib und Seele verscrieb. Der Ritter zuckte zwar zusammen, jedoch er unterschrieb, und die Sache war abgemacht. Wenige Minuten später bestieg der Ritter ein Ross, das ihm der — mit der Hahnenfeder vorführte. Das war rabenschwarz; aus seinen Augen und seinen Nüstern sprühte Feuer, und es gebärdete sich so unbändig, dass es schier der — nicht bändigen konnte. Der Ritter schwang sich in den Sattel, und fasste den Zügel. Als das höllische Tier aber seinen Reiter fühlte, da gab's es auf, ihn abwerfen zu wollen, sondern rannte gegen den Felsen der Burg, um dessen Fess Gilchens Helfer standen, und stampte, und droben waren alle Fenster der Burg voll Menschen. Und das Tier setzte seinen Huf in den Felsen, und wo es ihn einsetzte, da gab es eine Vertiefung, wie der Trittling seiner Stiege, und als es nun den ersten Fusstritt eingeschlagen, da



HAUS IN BACHARACH

ging es den furchtbar hohen Fels hinauf, als wär's eine Ebene, und der Fels schwebender Rausen. Wenige Minuten und der Ritter hielt im Burghofe des Feindes droben, und Alle, die es gesehen, krouzten ihre Brust und riefen stammend aber bebend: Herr, sei seiner und unserer Seele gnädig! — Ein Jeglicher ahnte, dass das mit rechten Dingen nicht zugehe! Auf Ritter Gilchens Hornruf erschien der trotzege Räuber im Burghofe. Heraus mit dem Schwerte! rief Gilchen. Hier bin ich, Dich zu strafen! Und die Klängen wurden blank, und ein Kampf hob an, dessen Schwertschläge klirrten und dessen Stampfen den Boden erdröhnen machte, bis ein Meisterhieb des tapfern Gilchen den Feind traf, dass er tot zur Erde stürzte. Jetzt stürzten Gilchens Helfer von der Bergseite heran und niemand wehrte ihnen; denn der Burgleute waren wenige gegen Gilchens Helfer und sie ergaben sich. Gilchen sprang von dem Rosse, das jetzt einen Sprung über die Mauern des Burghofes hinab in die Tiefe tat und verschwand.

Wie auch die andern erschrakten, Gilchen hatte anderes, was seine Seele erfüllte. Er eilte zu dem Kerker, wo der Unmensch seine Braut, die dem Räuber Widerstrebende, gefangen hielt, und kein Wort vernahm des Wiedersehens Glück zu schildern! Aber mitten in dies Glück trat das Entsetzen; denn der Bekannte kam herein, und wenn auch als Knappe gekleidet, durchbohrte die Jungfrau ein Schandern, und sie erkannte wer der Unheimliche sei. Er hielt dem Ritter eine Pergamenturkunde vor die Augen, dass dieser leichenblass wurde. Da durchdrachte die Reine eine Ahnung des Zusammenhangs, sie riss aus des Teufels Klauen das Pergament, breitete es auf dem Tische aus und legte das Kreuzifix darauf, das ihr bis heute Trost und Hoffnung gegeben hatte. Nimm's, wenn Du kannst, sagte sie. Der Gott-sei-bei-uns ging um den Tisch herum, knirschte mit seinen Zähnen, dass einem schier Hören und Sehen verging, zuckte mit den langen Krallen nach dem Pergamente, aber zog sie immer schnell wieder zurück, bis er endlich wütend einigemal in dem Raum umher fuhr, tobte, raste und fluchte, und dann durch das offene Fenster davonfuhr und zurückliess, was und wie er es gewohnt war und alle Welt weiss. Die beiden Liebenden waren beirrt, aber als sie wieder zu sich kamen, war es spät, und eine fürchterliche Helle drang durch die Fenster herein. — Die Burg brennt! rief Ritter Gilchen und umfasste die Geliebte. Sie aber liess die Pergamenturkunde und das Kreuzifix, und so eilten sie hinaus, glücklich noch im letzten Augenblick, ehe das Innengebäude zusammenstürzte. In die Flammen aber warf die Jungfrau das Pergament und harrete bei der Glut aus, bis es zu Asche verbrannt war, während ein furchtbarer Sturm die Flammen gegen sie herwehte — die aber sie nicht ergriffen. Wer aber die Burg angezündet, das wusste niemand als die Glücklichen; Gilchen von Lorch und seine Braut, die er ins Vaterhaus führte. Inwig blieben die Herzen verbunden bis an's Ende; denn beide hatten sich einander gerettet, er sie aus Menschen-, sie die Reine, ihn aus Teufelsgewalt.

Vom linken Ufer des Stromes grüsst ein ragender Turm, von kargen Trümmern umgeben, die Ruinen der Burg Fürstenberg. Auch hier fanden die Schiffer ehemals Gelegenheit, einen Zoll zu entrichten, selbst der König Adolf, als er zur Kaiserkrönung nach Aachen fuhr, wurde aufgefordert, diesen alten Brauch zu ehren. Und auch diese Burg teilte das Schicksal der meisten Burgen dieser Gegend, sie wurde in den wechselvollen Kriegsergebnissen zerstört und wieder aufgebaut, und wieder zerstört und wieder aufgebaut — so oft, bis sie eines Tages als Trümmer liegen blieb. Aber nicht nur aus verfallenen Burgen, sondern auch aus mancher kleinen Stadt an den Ufern des Rheins tritt uns das harte und rauhe Mittelalter entgegen. **Bacharach** steigt vor unseren Augen auf. Unterhalb des Rheinganes, so heist Heinrich Heines Fragment „Der Rabbi von Bacharach“ an, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verloren, Berg und Felsen mit ihren abentuerlichen Burgruinen sich trotziger gebärden, und eine wildere erstere Herrlichkeit emporsteigt; dort liegt, wie eine schwarze Sage der Vorzeit, die finstere uralte Stadt Bacharach. Nicht immer waren so morsch und verfallen diese Mauern, mit ihren zahllosen Zinnen und blinden Warttürmchen, in deren Lücken der Wind pfeift und die Spatzen nisten; in diesen armadig hässlichen Lehn-gassen, die man durch das zerriessene Tor erblickt, herrschte nicht immer jene Stille.

Diese Mauern waren einst stolz und stark, und in diesen Gassen bewegte sich frisches, froies Leben, Macht und Pracht, Lust und Leid, viel Liebe und viel Haas . . . Wir möchten nicht von einem finsternen, sondern lieber von einem wehmütigen Eindrücke reden, den die Stadt „eine grosse Ruine aus einer grossen Zeit“ auf den Beschauer macht. Wenig Orte gibt es, die in solchem Masse noch den Odem des Mittelalters ausströmen wie Bacharach. Diese engen, gar schlecht gepflasterten Gassen, diese altertümlichen Fachwerk-Häuser mit ihren Zieraten an Erkern, Türmchen und Giebeln, diese finsternen Torwege und oben diese seltsam gebildeten Giebel; es ist, als ob man mitten in das Märchenreich mittelalterlicher Romantik versetzt sei, wenn man nicht durch die und da eingestreute „moderne“ Häuser in dieser Illusion wieder gestört würde. Und dies alles gruppiert sich um eine schöne Kirche, die Peterskirche, in romanischen Stile erbaut, aber in ihrer Zierlichkeit schon hinweisend auf die kommende Gotik. In den am weitesten Formen der Gotik ist hingegen die Wernerkirche erbaut, die freilich wie „zerhackt“ dasteht, eine schmerzliche Anklage gegen die alles zerstörende Zeit. St. Werner, dem dieses Gotteshaus geweiht ist, war, so meldet die Sage, ein Knabe, der von der Hand jüdischer Elferer getötet wurde. So ist diese Kapelle des im Jahre 1420 heilig gesprochenen Knaben zugleich eine Erinnerung an eine der furchtbarsten Judenverfolgungen, die am Rhein je stattgefunden haben. Es ist dies ein Schatten, der in eine sonst glänzende Epoche dieser Stadt fällt, die in rheinischen Städtebünde eine wohlangeordnete Stellung einnahm. Im dreissigjährigen Kriege hat dann Bacharach mit der über der Stadt gelegenen Burg Stahleck die Schrecken des Krieges durchkosten müssen. Eine Episode aus den Kriegswirren ist in einer alten Chronik aufgezeichnet.

Die Franzosen hielten die Stadt besetzt. Da kamen, so erzählt die Chronik, die Kölnischen mit Heeresmacht von unten herauf, wogegen die Franzosen wackerlich stritten, sich aber endlich in das Schloss machten und den Kölnischen die Stadt lassen mussten. Brachten auch nichts, als Durst, und nahmen, was sich nicht wehrte. Die Bayern aus den Tälern hatten ihr Vieh in die Stadt geflüchtet, aber die Franzosen nahmen das Beste mit ins Schloss, und die Kölnischen müsteten sich am Fleische des Uebrigen. Da ging's über zu Wollten auch die Stadt anstecken, und ihr General, so Nimverhymn hiess, versprach ihrer zu schonen, so er 2000 Taler Kölnischer Währung bekäme. Bekam's auch, steckte aber dennoch die Stadt in Brand, dass es ein Wehren kostete, sonst wäre sie ein Aschenhaufen worden. Halfen auch die Franzosen von Stahleck löschen, so man sich zu ihnen nicht versehen. — Ein schweres Verhängnis aber kam über die Stadt, als Ludwigs XIV. räuberische Horden singend und brennend durch die Rheinlande zogen. Es war im Jahre 1689 zur Zeit der bittersten Winterkälte, so erzählt O. von Horn, als nach Vorgang der übrigen rheinpfälzischen Städte auch an Bacharach die Reihe kam. Zuerst schlug die Stunde des Unterganges für Stahleck. Ungeheure Pulvermassen waren noch in den Gewölben der Burg. Sie wurden verteilt an die verschiedenen Stellen derselben, wo man den meisten Widerstand des uralten, aber feinsten Mauerwerkes erwarten durfte. Als die Mienen platzten — es war ein schauerhafter Knall, der weithin ins Rheintal verhängnisvoll fortrollte — flogen die Trümmer hinauf auf die Stadt. Die meisten Häuser auf dem Holzmarkte wurden zerschmettert, das Dachwerk und Gewölbe von St. Werner eingeschmissen, und auch der übrige, am Berge liegende Teil der Stadt vielfach schwer beschädigt. Die Weinberge am Schlosberge waren unter den Trümmern verschwunden. Dem Knalle folgten die Flammensäulen, und Stahleck war in dem Zustande, wie wir es jetzt noch sehen.



DIE PFALZ BEI CAUB



BÜCHERDENKMAL IN CAUB

Der zweite Akt des schrecklichen Dramas war das „Aus-brennen der Türme der Stadt“. Sie hatten nicht nötig gehabt, die Stadt noch besonders anzu-zünden, denn überall lebten sich die Häuser an die Seiten der Türme an; aber, nachdem die Stadt, deren Einwohner drüben auf der Höhe der Vogts-wiese (heute „Vogelwiese“) auf dem „Kühl-berge“, in der „Wolfsöhle“ (heute „Wölfel“) und am jenseitigen Ufer Schutz gesucht, noch einmal ausgeplündert war, wurde sie den- noch wieder angesteckt, wo die Flammen der Türme nicht hinreichend eingegriffen hatten. . . Für den Tod ist kein Kraut gewachsen, aber für manches Ungemach im Leben hat Gott der Herr die Weinrebe ins Erdreich gepflanzt. Und er hat diese schicksalsreiche Stadt nicht ver-gessen. Ein kostlicher Wein wächst in den Rebbergen Bacharachs.



PFALZ CAUB, GUTENFELS

Zu Klingenberg am Main,  
Zu Würzburg an dem Main,  
Zu Bacharach am Rhein  
Halt' ich in meinen Tagen,  
Gut oftmals hören sagen,  
Soll ich der beste Wein.

In dem päpstlichen Keller zu Rom und in dem Ratskeller der freien Hansestadt Bremen hat gar manches Fuder Bacharacher Weines gelagert. Und manchem betrübten Menschenkind ist Bacharachs Wein ein rechter Tröster geworden. Aber weiter führt uns unser Schiffelein den Rhein hinab; der Strom biegt um einen mächtigen Felsen, und wie von der Hand eines Zauberers hingestellt, liegt die Pfalz vor unserem erstaunten Auge, die gewaltige Felsenburg auf einem Felsenriff mitten im Rheine. Einem gepanzerten Kriegsschiffe ist diese reichbetrimte Burg vergleichbar. Kaiser Ludwig der Bayer soll sie erbaut haben, nicht um hier in sommerlichen Tagen die lastende Krone vom Haupte zu nehmen, und ein Mensch mit den Menschen zu sein, sondern aus sehülichem Vorlangen zum glüssenden Rheingold, den Goldgulden der rheinfahrenden Händler!

Das freundliche Städtchen, vor dem das steinerne Schiff vor Anker liegt, heisst Caub. Noch nach mittelalterlicher Weise fein züchtig von einem Mauergetriebe um-



OBERWESSEL.

spannt liegt die gewerbetreibe Stadt vor uns. Sie ist vermutlich eine römische Gründung. Selbst Oertel, der die römische Herkunft, wo es irgend angeht, bestreitet, gesteht dies zu. „Es dürfte, so schreibt er, kaum in Abrede zu stellen sein, dass die Anfänge Caubs in die Zeit der Herrschaft der Römer am Rheine fallen, zumal der Ort mehr an seinem Römerwalde, dem sogenannten Pfahlgraben liegt, der soweit hin seine Linien zieht. Der Name des Ortes war früher Cuba oder Caba und soll nach der Volksethymologie mit Kufe zusammenhängen. Diese Erklärung hängt mit einer hübschen Legende zusammen. Als noch in deutschen Landen die Nacht des Heidentums über den Uferbewohnern lag, kam ein Christusbote, Namens Theonest, den Rhein herab, stehend in einer Weinkufe, wie in einem Kahne, und ruderte heiteren Mutes sein seltsames Schiffelein, wartend, dass es irgendwo fest liegen bleibe, wo ihm dann dadurch der Herr die Stätte seines Bleibens und Wirkens kundgeben werde. An der Stelle, wo jetzt Caub liegt, drehte sich die Kufe mehrmals im raschen Wirbel und wurde dann von einer Welle dem Ufersande zugeführt, wo sie fest stand. Da erkannte der heilige Mann, dass hier der Ort sei, wo ihm der Herr sein Arbeitsfeld zeige. Er stieg aus der Kufe, zog sie ans trockene Ufer, mauerte sich einen Kreis in die Höhe und setzte seine Kufe als Dach darauf, und seine Hütte war gebaut. Nun begann er den Namen des Herrn den hier wohnenden Fischern zu predigen, die sich bald so mehren, dass die Ansiedelung ein Dorf bildete. Er wirkte zugleich durch Anpflanzung von Weinreben für der Ansiedler äusseres Wohl. Zum Danke und um das Andenken an ihren Wohltäters seltsames Rheinschiff zu erhalten, nannten sie den Ort Cuba oder Kufe, und Caub führte später im städtischen Siegel einen Mann, der in einer Hütte oder Kufe auf dem Wasser schwimmt.

Was ist denn wir St. Theonest?  
In dem Oktober soll sein Fest,  
Wenn aus der Kufe Tobakstücker  
Der junge Wein zu aufsteigen.  
Ja, wenn ihr um die Keller lauft,  
Dann denkt dran, der ihn gepflanzt.

Aber der Reichtum Caubs liegt nicht nur in seinem Wein, sondern auch in seinem Stein. Seine Bewohner verstehen die Kunst, aus Steinen Brot zu machen. Hier wird

vornehmlich der berühmte rheinische Dachschiefer gewonnen, teilweise in regelrechten Bergwerken. In der vaterländischen Geschichte der neueren Zeit ist Caub hauptsächlich dadurch bekannt, dass an dieser Stelle, unter dem Schutze der vorgelagerten Pfalz, in der Neujahrsnacht von 1813 auf 1814 die schlesische Armee unter Blücher den Rhein überschritt. Ein grosses Standbild des Marschalls „Vorwärts“, von Schaper modelliert, stellt den Feldmarschall dar, wie er seine Truppen zur Ueberschreitung des Stromes aufzufert. Wenn wir uns zu der zu Caub gebörenden Ruine der Burg Gutenfels begeben, finden wir noch die Spuren des Bergstreiches vom Jahre 1876, jener Katastrophe, bei welcher sechsundzwanzig Personen und mehrere Wohnhäuser verschüttet wurden. Die Veste „Gutenfels“, deren mächtig ragender Turm weithin sichtbar ist, hat in vergangenen Tagen manch vornehmen Gast beherbergt, Adolf von Nassau, der spätere König, hat hier als Schlosshauptmann seines Amtes gewaltet. Und ein anderer Adolf, Gustav Adolf von Schweden, hat hier längere Zeit gewohnt.

Wenn man zwischen Caub und der Pfalz hervorkommt, so erzählt der ehrwürdige Geschichtschreiber des Rheinlandes N. Vogt, sieht man die Stadt und die Kirchtürme von Oberwesel aus dem dunklen, schauerlichen Hintergrunde hervorleuchten, und über ihnen die stolzen Ruinen des Schlosses Schönberg. Diese Veste haben die Herren von Schönberg erbaut, welche in den Zeiten des Mittelalters mächtig in der Stadt waren und in der neueren Zeit unter dem Namen der Grafen von Schönberg wegen ihrer Heldentaten zugleich Grafen von Portugal und Pairs von England geworden sind. Der romantische Geist des rheinischen Volkes leitete aber den Namen der Burg von sieben schönen Fräulein her, welche einst darauf gewohnt und durch ihre Reize alle Fürsten und Ritter gefesselt haben sollen. Sie wurden ihrer Sprödigkeit wegen in jene sieben Felsenspitzen verwandelt, welche gleich unter Wesel, wenn das Wasser klein ist, aus dem Rhein hervorstehen und von den Schiffern die sieben Jungfrauen genannt werden. Wenn man in der Geschichte einigen Grund dieser Sagen aufsuchen wollte, so könnten wohl die sieben Arnsteinschen Gräfinnen dazu Anlass gegeben haben. Sie werden alle als schön und gelüstreich beschrieben. Fürsten und Grafen hielten um sie, ihr Aufenthalt war öfters zu Wesel und St. Goar, und vielleicht hat einer ihrer Liebhaber, der nicht erhört wurde, die aus dem Rhein hervorstehenden sieben Felsenhäupter zum Gegenstand seiner Rache genommen und ihnen diese fast ovidische

Verwandlung angedichtet. — Andere, die es auch wissen können, ziehen das, was über die sieben Arnsteinschen gräflichen Schwestern hier gemeldet wird, in Zweifel, da alle sieben der Liebe eines Mannes erlegen und in dem Ehestand getreten sind. Aber warum sollten nicht auch einmal sieben gestrenge und bereits Ehefrauen es verdient haben, in stummen Stein verwandelt zu werden, trotz ihrer Schönheit? Denn schön worden sie ohne Zweifel gewesen sein, weil in Oberwesel alles schön ist, die Häuser, die Kirchen, die Frauen, die Weinberge, die Ruinen und der Rhein und noch einmal der Rhein. Herrlich, über alle Beschreibung, so preist Kollbach diese auserwählte Stadt, ist das Bild Oberwesels, wie es dem auf dem Strome sich Nähernden vor Augen tritt. Am Gestade liegen etliche stolze Segler und zahlreiche kleinere Fahrzeuge, dahinter zieht die Eisenbahn eine scharfe Linie dem Ufer entlang, und über diesem Vordergrunde steigt reich und wechselvoll ein prächtiges Stadtbild an, beherrscht von den hohen Türmen zweier Kirchen und bedeckt von mehrfachen eigenartigen anderen Bauten. Und rings in weitem Halbkreise um die Stadt herum zieht sich der Rest ihrer ehemaligen Festungswerke wie ein steinerner Ring. Zwar hat an mancher Stelle die Zerstörungswut der Franzosen und das Bedürfnis der Neuzeit die Mauern durchbrochen, die Türme geschleift, die Wälle verschüttet, allein im grossen und ganzen ist der Ring doch noch deutlich erkennbar und durch mehrere stattliche Wachtürme weithin bezeichnet. Hier steigen diese Trümmer des Mittelalters und der Glanzperiode der Stadt verwegen im Hintergrund des Ortes an den Bergen hinauf, dort senken sie sich zur Tiefe und treten in kecken Vorwerken bis an das Gestade des Rheins. Es wird dem Beschauer schwer, sich von diesem schönen Bilde, aus dem so lebendig der Geist längst vergangener Zeiten uns entgegenwölbt, zu trennen. Aber auch dann bietet die weitere Umgebung der Stadt noch viel des Schönen. Ueber wertvolle Rebengelände steigen auf entfernteren Höhen die reichsten Ackerfluren an und in der Höhe grünen Waldungen von den obersten Bergkämmen herüber. Dies ganze Bild erhält durch die hier stattfindende Wendung des Rheins eine schöne Umrahmung, und wie in einem See erscheint der schöne Fluss inmitten all dieser Reize gefesselt. Zwei Kirchen in Oberwesel verdienen noch besondere Beachtung: die Stadt besitzt eine „rote“ Kirche und ein kriegerisch dreinschauendes Gotteshaus. Jense empfing ihren Namen von dem roten Sandstein, aus dem sie gebaut ist; ihr Inneres ist reich und kostbar geschmückt. Diese, die spätgotische St. Martinskirche, ist von einem Turm gekrönt, der eher für eine Festung als für eine Kirche bestimmt zu sein scheint, der daran erinnert, dass die Kirche auch zu Zeiten eine „kämpfende Kirche“ gewesen ist. Uebrigens birgt auch die Kirche einige Kunstschätze von besonderem Wert in ihrem Innern. An Krieg und Kriegselten gemahnt auch die Ruine Schönburg, die die Stadt überragt, fast wie ein Adler, der mit ausgespanntem Gefieder über der Stadt schwebt. Und in der Tat, wie oft sind die Ritter, die in dieser Burg sassen, herniedergekommen in den Frieden der zu ihren Füssen liegenden Stadt, wie ein Adler, der auf seinen Raub ausgeht.

Die Berge treten näher an den Rhein  
Und räumen sich zu wilden Felsenmassen;  
Es öffnet die Strom mit Händen hier Neins,  
Gleichwie dem Zorn und Hauss' überlassen,  
Dass ihm sein bestes stilles Bort gesandt,  
Dass ihn die Felsenwände hoch umfassen;  
Wie ein gemalter Löwe während schlauet,  
Den man der Käfige Gitter eng umschlossen,  
So hebt er ihn, der sich so heil geglaubt,  
Er muss geschickt durchs Gitter schiessen . . .

Doch siehe, welche ein wandervoller Ort! —  
Wie ich bemerke! — Dankte Hülfe's entlassen,  
Aufgrund stiel die Wasser hier und dort,  
Es streckt die Fels die kaltensten Massen  
Vor mir aus Himmels auf; empfangen gib's  
Die Abendslicht die obersten Treppen;  
Und eine Jungfrau, schlank und heil und kühl,  
Tiefenst den Blick, die Haare goldschneidig,  
Laut Lieder volen Klänge dort stund sprüht!  
Sie lassen mir die Seele unermesslich . . .

(Wieg. Met.)

Die mächtige Felsenmasse der Lurlei mit ihrem gefürchteten Fegpass, ihren gefährlichen Wirbeln, mit ihrem laut wiederertönenden Echo, ist recht geeignet, die Phantasie zu wecken. Kein Wunder, dass das Volk diesen geheimnisvollen Winkel des Stromes mit lauernden, neckischen Berggeistern, den Luren, bevölkert hat, die dem Felsengebiet den Namen des Luren-Lais, d. i. des Lurenfelsens, gegeben haben. Die

Lurlei ist noch heutigen Tages eine Zollstation für alle rheinfahrenden Dampfer. Aber der Tribut, der hier erhoben wird, besteht nicht in Silber und Gold, sondern in einem frohlichen Gesang, einem Ständchen, das der stolze Jungfrau darzubringen ist. Erst ein leises Summen, aber es wird lauter und lauter, bis alles, was an Deck noch einen Ton in der Kehle stecken hat, mit einstimmt:

Ich weiss nicht, was mit es bedeutet,  
Dass ich so traurig bin;  
Ein Mädchen aus alten Zeiten,  
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.  
Die Luft ist kühl und es dunkelt,  
Und ruhig flusst der Rhein;  
Der Gipfel des Berges lockt  
Die Abendsonnechein.

Die schönste Jungfrau stand  
Dort oben wunderbar,  
Ihr goldenes Geschmeide blüht,  
Sie kümmert ihr goldenes Haar.  
Sie kümmert es mit goldenen Kammen,  
Und atmet ein Lied dabei,  
Das hat eine wunderbare,  
Gewaltige Melodie.

Das Schiffe im Rheine Schiffe  
Eggen es mit wildem Weh;  
Es schaut nicht die Felsenriffe,  
Es schaut nur Wund in die Höh.

Ich glaube, die Wellen verschlingen  
Am Ende Fischer und Kahn —  
Und das hat mit ihrem Singen  
Die Lurley gran.

(H. Heine)

Tiefer geschöpft aus dem Qualle der Volkssage hat übrigens Clemens Brentano vor Heine. So wie er sie berichtet, hat die Sage vielleicht hunderte von Jahren im Munde der Schiffer gelebt. Brentanos Dichtung ist weniger bekannt, und darum mag sie hier eine Stelle finden:

Zu Bacharach am Rheine wohnt' ein Zauberin,  
Sie war so schön und ihre hat sie viel Herren kin,  
Und trachtet viel zu schauen der Männer eingehen,  
Aus ihre Liebeshand war keine Rettung mehr.

Der Bischof Hess sie haben vor göttliche Gewalt,  
Und wasser sie begnadet, so schön war ihre Gestalt,  
Er sprach zu ihr gelehrt: „Du wirst Lurley,  
Wie hat dich denn verführt zu ihrem Zauber!“

„Herr Bischof, lass mich sterben, ich bin des Lebens wert,  
Weil jeder muss verlieren, der mir ins Auge sieht;  
Mein Augen sind zwei Phantasien, mein Arm ein Zauberstab —  
O, leg mich in die Phantasien! O, breche mir den Stab!“

„Ich kann dich nicht verlieren, bis du mir eine bekennst,  
Warum in diesen Phantasien mein eigen Herz schon brennt,  
Den Stab kann ich nicht brechen, du schöne Lurley,  
Ich würde denn verlieren mein eigen Herz entwert.“

„Herr Bischof, mit mir Armen trübe nicht so leeren Spott,  
Und laus um Erbarmen für mich des lieben Gott,  
Ich darf nicht länger leben, ich habe keinen mehr,  
Den Tod will ich mir geben, denn kann ich so Euch heil.“

Mein Schatz hat mich betrogen, hat sich von mir gewandt,  
In fort von hier gezogen, fort in ein fremdes Land,  
Die Augen starr und milde, die Wangen rot und weiss,  
Die Haare still und milde, die ist mein Zauberstab.

Ich selbst muss ihn verlieren, das Herz hat mir so weh,  
Vor Schmerz nicht' ich sterben, wenn ich nicht Bitt'is seh',  
Denn lass mein Recht mich haben, mich sterben wie ein Christ;  
Denn alles muss verschwinden, weil er nicht bei mir ist.“

Der Ritter über er liebt: „Bringt sie ins Kloster hin!“  
 „Geh, Lohse! — Gott behüten an dein bester Stund!“  
 Du sollst ein Nitschen werden, ein Nitschen schwarz und weiß  
 Deswilt dich auf Eiden zu deiner Todtschuld.“ —

Zum Kloster sie nun ritten, die Ritter alle drei,  
 Und traug in der Mitten die schöne Lorelei.  
 „O Ritter, laßt mich gehen auf dem Felsen gras,  
 Ich will noch einmal sehen nach meinem Liebsten Schloss!“

Ich will noch einmal sehen weit in den tiefen Rhein,  
 Und dann ins Kloster gehen und Gottum Jungfrau sein.“ —  
 Die Felsen ist so jäh, so steil in seine Wand,  
 Daß klümmt sie in die Höhe, bis dass sie oben stand.

Die Jungfrau sprach: „Du gehst ein Schifflein auf dem Rhein,  
 Der in dem Schifflein stehst, der soll mein Liebster sein!“  
 Mein Herz wird mir so manig, so manig mein Liebster sein! —  
 Dann laßt sie sich hinsetzen und starrt in den Rhein.

Unterhalb der Lorelei eröffnet sich dem Blicke  
 des Reisenden eines der herrlichsten Rundgemälde  
 des Rheintales. Es ist, als habe die Zauberin vom  
 Lorelei den Strom in einen See verwandelt; der  
 rings von Bergen umschlossen scheint, hier von  
 kalten, steilen Schieferwänden, dort von rebens-  
 bekleideten Hügeln. Und ein feierlicher Frieden  
 schwebt über der ganzen Landschaft. Zur Linken  
 winkt uns das freundliche Städtchen **St. Goar**,

Zieht nicht weiter an St. Goar  
 Die Stadt, die allzeit gastlich war!  
 Fahrt nicht weiter an dem Dörslein,  
 Gehet mit St. Goar, dem Glaubenskämpfer:  
 Versteht die Heiligen Gebote,  
 So wird er hohe Fahrt verloh'n.

Mit Recht nennt Bildeker diese Stadt die stillfichste der kleinen Rheinstädte.  
 Diesem schmucken Städtchen hat die Zeit nichts anzuhaben vermocht, frisch und  
 blühend ist es geblieben wie eine junge rotwangige Maid. Diese Stadt muss einen  
 recht fürsorglichen Schutzbesiggen haben. St. Goarins, der fromme Glaubensbote, der

hier anfänglich in einer Höhle, späterhin in der Stadt wohnte, und der zu seinen  
 Lebzeiten bereits so wundertätig war, dass er einstmals zu Trier seinen Mantel an  
 einen Sonnenstrahl aufhängte, wird auch im Jenseits seiner lieben Stadt sich treulich

angenehmen haben. Leider hat indes die neueste  
 Zeit, die ihren alles gleichmachende Dampfwaize  
 auch durch Wege und Stege am zauberumwobenen  
 Rhein geschleppt hat, und die allsommerlich ein  
 Massenangebot von Pflichtreisenden durch diese  
 wohlgeebneten Strassen marschieren lässt, manchen  
 Zwolg aus dem heiligen Haine der Romantik  
 gebrochen. Früher musste jeglicher Reisender,  
 mochte er Jude oder Christ, Katholik oder Calvinist  
 sein, zu St. Goar sich taufen bzw. zum zweiten Male  
 taufen lassen; die Umstände aber, unter denen dies  
 geschah, waren weit humorvoller, als die Zeremonien  
 es sind, unter denen ein Oceanreisender beim  
 Passieren des Aequator eine neue Taufe empfängt.  
 Jeder, der zum ersten Male nach St. Goar kam  
 und dort, namentlich in dem alten Gasthause „Zur  
 Lilie“ übernachtete, wurde an den Zoll — das  
 Zollhaus geführt. Aus der Gesellschaft musste er  
 sich einen Pathen erwählen. Ein dort fest-  
 gemachtes, rund um den Hals schliessendes, mes-  
 singenes Halsband wurde ihm sodann umgelegt.  
 Der Pathen fragte ihn, ob er mit Wasser oder Wein  
 getauft sein wolle? Wählte er die Wassertaufe,  
 so wurde ihm ein Elms Rheinwasser über den  
 Kopf gegossen; wählte er aber die Weintaufe,  
 so begab sich die Gesellschaft, nachdem eine Steuer  
 für die Armen gegeben worden war, in den Gasthof  
 zurück. Dort legte der Wirt einen eigenen Ornat

an und las ihm die Pflichten und Rechte des Hansel-Ritters vor, die er zu halten  
 geloben musste. Unter den Pflichten waren diese: möglichst wenig Wasser und viel  
 Wein, und niemals aus einem leeren Glase zu trinken; unter den Rechten befand sich  
 das; den Fischfang auf der Lorelei und die Jagd im Rhein auszuüben. Nachdem er



DIE LORELEI



ST. GOAR, ST. GOARSHAUSEN UND DIE KATZ



RHEINTAL, ST. GOAR UND ST. GOARSHAUSEN



BURG KATZ NACH IHRER RESTAURATION



das gelobt, wurde ihm eine messingene Krone (die soll ehemals verguldet gewesen sein) aufgesetzt, und dann ihm der wirklich kostbare Humpen mit gutem Wein gereicht, den er viermal 1. auf das Wohl Karls des Grossen; 2. auf das der Königin von England; 3. auf das des Landgrafen von Hessen und 4. auf das der anwesenden Gesellschaft leeren musste; alsdann wurde sein Name in das Matrikelbuch aufgenommen, den Armen abermals eine Steuer gegeben und dann — meist auf seine Kosten — wacker gewechselt.

In den Matrikelbüchern stehen höchst bedenkende Namen aus alter und neuerer Zeit. Man glaube man aber nicht, dass diese Sitte eine neue Erfindung einiger Spassvögel der Rheinländer nimmt nichts ernster als seinen Humor, er pflegt mit bewunderungswürdiger Treue den lustigen Brauch der Väter. Diese Sitte hat viele Jahrhunderte hindurch bestanden; in einer landgräflich-hessischen Urkunde vom Jahre 1610 findet sich folgende denkwürdige Bestätigung dieses Brauches:

„Was müssen vor undenklichen Jahren hero billig gewesen ist und noch ist, dass die vorüberreisenden hohen und niederen Standespersonen und darunter meist die Kauf- und Handelsleute an dem dazu sonderlich verordneten Halbtage beim Zolle sich „verhanseln“, und überdies keinem Kaufmann und Krämer, welcher die Märkte in St. Goar besucht, gestattet werde, seine Waren zu verkaufen, er habe denn Teil an dem Orden genommen, oder „sich verhasnet“.

Karl Simrock hat diese hübsche Sitte noch aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Jetzt kommt man leider ungekennzeichnet und ungetauft durch St. Goar hindurch. Ein schattiger Weg führt zur Burg Rheinfels hinauf, die in der Mitte des XIII. Jahrhunderts von dem Grafen von Katzenellenbogen erbaut worden ist.

Wir erblicken eine mächtige Ruine, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, dass diese Burg, die eigentlich mehr Festung als Burg ist, als unermesslich gegolten hat. Leider wurde sie im Jahre 1597 von den Franzosen zerstört; im Jahre 1843 gingen ihre Trümmer in den Besitz des Prinzen Wilhelm von Preussen, späteren Kaiser Wilhelm I., über.

St. Goar gegenüber, auf der rechten Rheinselte, liegt hart am Rhein das Städtchen **St. Goarshausen**, St. Goars nächsternere Eihälfte. Segar den Rhein kommt dieses Städtchen mehr von seiner pränsischen Seite; gegen die Gefahren des Hochwassers muss es sich von alters her durch Schutz- und Notmauern sichern. So liegt der Ort wie hinter einer spanischen Wand. In seinem Rücken aber wird er von einem hohen Felsen bedrängt, der auf seinem Rücken die Katz trägt, eine Burgruine mit hochragendem runden Turm. Die Geschichte weiss von dieser Burg, die erst im Jahre 1193 erbaut wurde, wenig zu melden. Auch sie ist französischer Zerstörungslust zum Opfer gefallen. Von der Katz hat die nächste Burg auf der rechten Seite des Stromes den Namen der Maus erhalten, während sie ursprünglich Turnberg oder Deurenburg hiess. Und zu diesen beiden Burgen gesellt sich noch die Burg Reichenberg, etwa eine Stunde landeinwärts von St. Goarshausen gelegen, ein malerisches Zauberschloss. Wohl ist das Leben, das einst in diesen Burgen sich kraftvoll geregelt hat?

Wo sind die hier, die leicht und frohlockend  
Hier folgen ihnen hübsche Lebenslustigen?  
Die hier bei Lied und Tanz und Wein gesungen,  
Fröhlich, wie sie sich zum Strich zusammenziffen?  
Die keine Sorgen in den düstern Knecht,  
Die, ob von Wunden auch die Leiber klaffen,  
Im Passerküchen und im Bismarckstübchen  
Das ewig stilles Müssiggang noch tragen,  
Und in glockenloser Barock-Todesknecht  
Noch Linsen schmecken und noch Schwärze  
schlagen?

Es blüht der Tod hier tausendfache Mahl,  
Rausch, schwingendes, mit düstern Augenlicht;  
Ach, ungetauft nach mancher Heiligkeit,  
Sie schlafend schliefen hat vergangen Geschichte,  
Kein Stagenhaus von Dichtungsgut erbenent,  
Verweilt sie in hübscher Gedächtnis —  
In Güssen einzeln, ruhlos, ungelohnt,  
Nur's Müssen hier, stark wie die alten Helden,  
Wohl war, der Nachwelt, so die Kleinsten kann,  
Die Hoffen, Lieben, Klagen noch zu werden.  
(Wieg, Müll.)

Die nächsten Ruinen, die unsere Aufmerksamkeit fesseln, sind die Türme der beiden Burgen Liebenstein und Störrenberg auf der rechten Seite des Stromes. Diese beiden Burgen, durch einen Graben und eine Mauer, die den Namen Streit-

mauer trägt, von einander getrennt, haben nicht nur das Volk, sondern auch die Dichter zur Erfindung mancherlei Sagen angeregt. Eine der älteren, wie es scheint, ist die, dass zwei reiche Brüder, die Besitzer der Burgen, ihre blinde Schwester um ihr Erbe betrogen, hernach ihren Besitz leichtfertig unter die Leute gebracht haben. Und sie befeindeten sich, zerstörten einander die Burgen, töteten endlich sich selbst mit mörderischen Händen; die Güter nahmen die Nachbarn, und also erfüllte auch für die sich das Sprichwort: „Unrecht Gut kommt schwer an den dritten Erben“ . . .

Oben auf der Bergespitze liegt das Schloss in Nacht gekleid,  
Doch im Tale leuchten Blitze, tolle Schwärze Mörten weid.

Das sind Brüder, die dort trachten grimmig Zwieschneid, wundenbrannt,  
Sprich, warum die Brüder rächen mit dem Schwerte in der Hand?

Griffen Linsen Angerufen studieren den Brudersinn,  
Beide gütlich lobestrücken für die selbige tolle Mord.

Welchem aber von den beiden wendet sich die Flur zu?  
Kein Eigentlich kann's entscheiden; Schwertt Linsen, einander die!

Und die trachten tolle vorweg, Hieb auf Hieb nichtkracht's,  
Blitz auch, die wüthen Degen, gungig Blaudenk schneidet nach!

Woh, woh, Mägen Brüder, woh, woh, Mägen Tod!  
Beide Klugheit streuen stürzen, starr in den andern Tod!

Viel Jahrhunderte verwehen, viel Geschlechter dacht die Gut;  
Traug von des Burgen Höhen blüht die rote Schloss kreuz.

Aber nicht im Talgrunde wendet's heimlich, umdrüht;  
Wann die Linsen die wüthen Stände, klugheit dort die Brüderpaar.

(H. Wieg.)

Eine besondere feiertägliche Stimmung ruht über dieser schönen Rheinlandschaft am Sonntagmorgen im September. Es ist, so schreih Kollbach, ein herrlicher Morgen, an dem wir von Bornhofen aus abwärts fahren. Vom Strome sind eben die letzten Nebel aufgestiegen, sein ruhiges Wasser liegt spiegelklar. An den westlichen Bergen strahlt schon die Sonne, und die Rebenhügel liegen in goldener Pracht. Eine tiefe Stille ruht über dem Tale, und ein unendlicher Friede; nur die alten Burgen auf den hohen Felsen schauen ernst in dies liebende Bild hinein. Eine glückselige Stimmung zieht in unser Herz, und mit dem Dichter preisen wir freudig den herrlichen Strom:

Das Sonntag in der Morgenstund,  
Wie wandert's sich so schön,  
Am Rheine, wenn tags in weiter Rund  
Die Morgenglocken gehn

Ein Schifflein zieht auf blauer Flut,  
Da singt's und jubelt's drin,  
Da schiffeln, geht, das fährt sich gut  
In all' die Lust hinein!

Vom Dorfe hallen Orgeln,  
Es ist ein frommes Lied;  
Auch drüben dort die Prommen  
Aus der Kapelle ziehn.

Und oben in all' die Herrlichkeit,  
Die Burg herrlich schaut,  
Und spricht von alter guter Zeit,  
Da auf dem Fels gehaut.

Das alles laut der jubelnde Rhein  
An seinem Rebenstamm,  
Und spiegelt nicht im kaltem Schein  
Das gute Vaterland.

Das fromme, frome Vaterland,  
Es seien vollen Pracht,  
Mit Lust und Lieben abgehend  
Dem lieben Gott beacht.

(Eck, Rost.)

Zur Rechten des Flusses zieht sich unter alten Nussbäumen von Bornhofen der Weg hinab nach dem Dorfe Camp, dessen Namen man auf das lateinische *campus* zurückführen will, dann beginnt der Rhein wieder eine stärkere Wendung zu machen, und an seinem linken Ufer erscheint **Boppard**, lang hingestreckt, das mit seinen städtischen Häusern, seinen Türmen und alten Festungswerken einen bedeutenden Eindruck macht. Auch Boppard hat eine lange und ehrwürdige Vergangenheit hinter sich; man nimmt an, dass es von den Kelten begründet worden ist, die ihm den



BOPPARD

Namen Bodoberga gegeben haben. Dann kamen die Römer ins Land und machten die Stadt zu einem befestigten Platz. Das Erbe der Römer traten dann die Germanen an, nachdem sie das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt hatten. Die Stadt kam zu hohen Ehren, es wurde eine Kaiserpfalz in ihren Mauern erbaut. Im XII. Jahrhundert wurde Boppard zur Reichsstadt erhoben. Im XIV. Jahrhundert kam es unter die Hoheit des Erzbischofs von Trier, der freilich erst nach vier Jahren den Unabhängigkeitsanspruch der Bürgerschaft brechen und die Stadt besetzen konnte, worauf der Erzbischof Baldwin, zum Zeichen seiner Herrschaft, in der Stadt eine heute noch vorhandene Burg erbaute, in welcher gegenwärtig freilich nicht mehr die Gewalt, sondern die Gerechtigkeit ihren Sitz hat, sie ist der Sitz des Amtsgerichts geworden. Es ist der Bopparder Bürgerschaft gar schwer geworden ihre Selbstherrlichkeit zu Füßen der Erzbischöfe zu legen, lange Zeiträume sind mit erbitterten Kämpfen gegen die Burgherren ausgefüllt. Aber weder diese Zwistigkeiten, noch die schliessliche Unterwerfung unter die kirchlichen Fürsten, hat die Entwicklung der Stadt aufhalten können. Bis in die Zeiten des dreissigjährigen Krieges, ja bis zum westfälischen Frieden war Boppard eine blühende, wohlhabende, ja reiche

Stadt. Erst das mächtige Aufblühen des holländischen Handels hat der Stadt, wie so mancher anderen Stadt am Rhein, die besten Lebenskräfte entzogen.

Aber Boppard hat nicht erst in den Tagen der Not liden gelernt, sondern in den Tagen des Glückes hat es seiner Dankbarkeit gegen den Himmel den schönsten Ausdruck verliehen. Ein bezeichnendes Zeugnis für den frommen Sinn seiner Bürger ist die schöne Pfarrkirche Boppards, ein spätromanischer Bau mit manchen architektonischen Eigenheiten. Die Karmeliterkirche hingegen stammt aus der Zeit der Gotik. Auch an Klöstern fehlte es im alten Boppard nicht. In dem ehemaligen Franziskanerkloster werden jetzt katholische Seminaristen zum Schuldienst vorbereitet, im ehemaligen St. Martinskloster wird verwahrlosten Kindern evangelischen Glaubens die Wohltat einer regelmässigen Erziehung zu Teil, in dem ehemaligen Benediktiner-Frauenstift Marienberg werden Kranke beider Bekenntnisse wieder zu gesunden Menschenkindern gemacht. Die hier in dem früheren hohen, will sagen: vornehmen Kloster seit dem Jahre 1839 eingerichtete Wasserheilanstalt erfreut sich mit ihrem heilkräftigen Orgelborn eines grossen Rufes.



BOPPARD, VON DER THONSTEINHÖHE

Hinter Boppard beginnt das enge Rheintal sich zu weiten. Bei **Braubach** zieht sich bereits ein breiterer Saum dem Strom entlang. Braubach selbst ist zwar ein ansehnliches Städtchen und es hat auch ein hübsches Alter, aber seine schönste Zier liegt ausserhalb seiner Mauern, es ist die hoch oben über der Stadt gelegene mächtige **Marksburg**. Sie ist die glücklichste von all den zahlreichen am Rhein gewesen, sie allein ist niemals zerstört worden, stolz gebietend schaut sie in unversehrter Pracht in den vorbeerrauschenden Strom. Aber was von den Menschen gilt, scheint auch von den Bergen zu gelten: die Glücklichen sind oft die Ärmsten. Die besterhaltene Burg weist die geringsten geschichtlichen Ueberlieferungen auf, und der sonst so beredte Mund der Sage weiss von der **Marksburg** keine Mär zu melden.



KÖNIGSSTUHL BEI RHENS

sieben Umsätze waren für die sieben Kurfürsten gemacht, und — so fügt der Bericht hinzu — wenn man in die Trompete blies, hat jeder der vier rheinischen Kurfürsten (der von Mainz auf Lahneck, der von Trier auf Stolzenfels, der von Köln in Rhens, der von der Pfalz auf der Marksburg) es hören können. Die wichtigsten der hier gepflogenen Verhandlungen waren vielleicht die, welche am 21. August 1400 zur Wahl Ruprechts III. von der Pfalz führten, nachdem am Tage zuvor gegenüber am rechten Rheinufer bei der unscheinbaren Marienkapelle vor Oberlahnstein der unflüssige König Wenzel seines Thrones entsetzt worden war. Auf diese humorvolle Episode der Geschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation bezieht sich das nachstehende Gedicht:



MARIENBERG



GNADENBILD IN KLOSTER BORSCHHOVEN



DER VIERSEITENPLATZ BEI BOPPARD

Braubach schräg gegenüber auf der linken Rheinseite liegt das wohlerhaltene alte Städtchen **Rhens** mit seinem weltberühmten Königsstuhl. Das alte Rhens war für die Zusammenkünfte der vier rheinischen Kurfürsten überaus günstig gelegen. Dieser Gunst seiner Lage hatte es Rhens zu danken, dass es lange Zeit hindurch der Wahlort für die deutschen Könige war. Karl IV., der auch hier gewählt worden war, gedachte die Stätte der Wahl durch ein eigenartiges Bauwerk zu ehren. Im Jahre 1376 erging an die Einwohner von Rhens der kaiserliche Befehl, „hier ein Gestühl zu machen, und das allewege zu bewahren und zu haben ewiglich.“ Dieser Königsstuhl war nach dem Bericht Winkelmanns „von Quadersteinen in die Ründe gebaut, mit sieben Schwelbhögen, stand auf neun steinernen Säulen, davon eine in der Mitte, war sonst ganz offen und darüber gewölbt“, hinauf stieg man achtzehn Staffeln, die Ründe betrug etwa 40 Ellen im Umkreis, die Höhe acht, und



DIE MARKSBURG

„Was schreit mich Reich und Kaiserprunk  
Mit all' den blauen Plagen?  
Will mir viel besser doch ein Trunk  
In Ruhe hier betragen?“  
So sprach der Kaiser Wenzels  
Und trank den vollen Humpen aus  
Beim Königsstuhl zu Rhens.

Drauf Karl von Rappolt von der Pfalz  
Hieß an: „Mein Herr und Kaiser,  
Du sprichst anjetzt mit vielem Sale  
Von neuen Aemmerschützen.“  
Doch glantz mir's, ich besicht' Euch recht;  
Auch Burscherder schreckt nicht schlicht  
Beim Königsstuhl zu Rhens.“

Und als der Kaiser Wenzel das  
Und all' die Hertz verkommen,  
Da liessen sie von dort all' Fess  
Des alten Wetztes kommen,  
Und setzten sich früh Tages dran  
Und schenkten ein und wässen an  
Beim Königsstuhl zu Rhens.